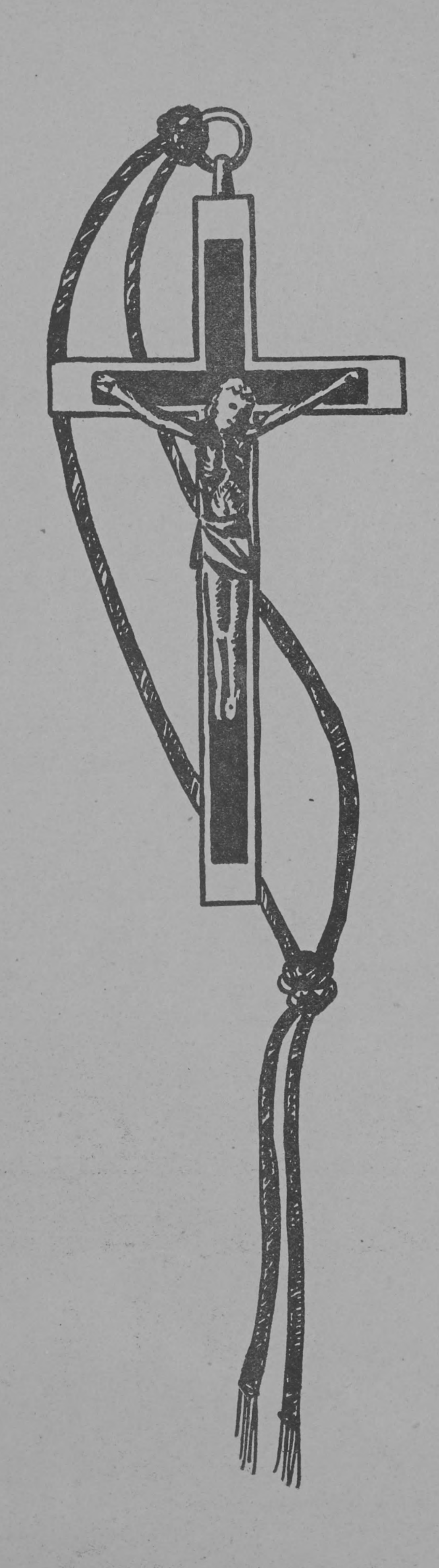
November 1950



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Man nennt Vereine gewöhnlich auch Organisationen. In der katholischen Kirche soll es eigentlich keine Organisation geben, dort soll alles ein Organismus sein. Organisation und Organismus sind nicht ein und dasselbe. Organismus ist etwas, das von innen her ganz eigenes Leben hat. Unsere heilige Kirche ist der lebende Leib Christi, ist ein Organismus Jesu. Auch unser Missionsverein ist nicht nur einfach eine Organisation von frommen Leuten, er ist ein Organismus, der durch Gnade, Gebet und Opfer unseren Mitgliedern das Leben des Fleisches und des Blutes unseres Heilandes bringt — jeden Tag wird doch für die Mitglieder eine heilige Messe gelesen —, und er ist ein Organismus, der unseren Oblatenmissionen immer neues Leben des Himmels und auch der Erdenentwickelung bringt.

Wenn wir nur wüßten, wieviel Segen so ein Missionsverein den zu bekehrenden Heiden ist! Jedes Gebet und jedes Opfer der Mitglieder ist der Rettung und der Bekehrung der ärmsten aller armen Seelen hingegeben. Wo und wie das Gebet wirkt, wo und wie das geopferte Almosen angewandt ist, sieht man heute nicht. Gott wirkt immer ganz im Geheimen. Eines Tages wird Er uns jedoch alles offenbaren. Dann werden wir staunen über das Große, das durch unsere kleine, bescheidene Tat vollbracht wurde.

Es lohnt sich, für die Rettung der Seelen zu arbeiten. Hätten wir nur mehr, die an dieser Arbeit im Missionsverein teilnehmen möchten.

Suchen wir nach neuen Mitgliedern. Der Missionsverein wird im Laufe des Winters neu organisiert werden. Die Heidenmission ruft. Wir müssen Großes und Größtes leisten.

Wer möchte mitmachen?

The Marian Press

Battleford, Sask. Box 249
den 15. November 1950

Liebe Leser!

Alljährlich senden wir den Marenbotenlesern unsere persönlichen Grüße zu. Unser Blatt ist vielen zum Hausfreund geworden. Er spricht zu uns in der Sprache unseres Vaters und unserer Mutter im Himmel, und er redet zu uns in der Sprache unserer Vorväter. Das ist schon vieles wert.

Schätzen wir den Marienboten auch genügend? Er ist uns Freund. Sind wir auch des Marienboten und seiner Botschaft Freund?
Jetzt im Herbst ist es Zeit, Freundschaftsdienst mit Freundschaftsdienst zu vergelten. Schauen wir auf den gelben Zettel. Der sagt uns, ob wir das Blatt für dieses Jahr schon bezahlt haben. Senden Sie uns bitte Ihr Lesergeld ein, falls Sie es noch nicht getan haben sollten. Wer seine Rechnung bereits beglichen hat, könnte wohl einmal versuchen, uns wenigstens einen neuen Leser zu gewinnen. Der Merienbote darf noch lange nicht sterben. Er muß wachsen.

Möchten Sie gerne dentsche Weihnachtskarten haben? Oder ein dentsches Gebetbuch mit schönem, großen Druck? Schreiben Sie uns.

Mit freundlichen Grüßen und priesterlichem Segen

H. Krawitz omi

Schriftleiter

Einliegend $ für ein weiteres Jahr Marienbote.

Name

Adresse

Der Marienbote

Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.



A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. November 1950, North Battleford, Sask. No. 2

Dies und Das

Königin des Lebens

Gewöhnlich wird der November als Monat der Toten empfunden. Das große Sterben der Natur, die tiefe Trauer des trüben Himmels und die wilden, naßkalten Stürme, die da alles zerfetzen, was noch leben möchte, erinnern an den zweiten November, an den Tag der armen Seelen. In warmen Stuben sitzt der Mensch. Unfreundlich ist der November. Unfreundlich wie der Tod.

Was beunruhigen wir uns aber? Die Novemberstürme kommen und gehen, wie sie jedes Jahr gekommen und gegangen waren, um bald dem freundlichen Advent Raum zu geben. Übrigens ist der November kein Totenmonat. Wir Christen glauben ja nicht an den ewigen Tod, wir glauben an das ewige Leben. Deshalb beginnen wir den November auch mit dem großen Tage Allerheiligen. Mit dem Tage der größten schönsten Hoffnung: Gott siegt immer und überall. Er hat in den Heiligen gesiegt, er wird auch in uns siegen.

Dieses Jahr beginnt der November mit der feierlichen Erklärung des Glaubenssatzes an die leibliche Himmelaufnahme unserer lieben Mutter Maria. Am Anfange des Totenmonats und mitten im Zeitalter des Hassens und der Kriege, der Ungläubigkeit und der Triumphe der Sünde, verkündet die Kirche in alle Weiten der Welt: Wir glauben an das Leben! Maria, die in den Himmel Aufgenommene, steht heute an der Spitze jeder erlösten Kreatur und betet an den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist! Das Leben an das wir glauben, ist das Leben des Kreuzes, der Sieben Schmerzen und der Herrlichkeit der Gnade! Dieses Leben kennt keinen Tod und seines Segens wird kein Ende sein.

So haben wir ja schon immer geglaubt. Während jeder Totenmesse singt der Priester in der frohgläubigen Präfation: „Deinen Gläubigen, o Herr, wird das Leben ja nicht genommen, nur neugestaltet, und wenn die Herberge ihres Erdenwandels in Staub zerfällt, gewinnen sie eine ewige Heimstätte im Himmel. Darum singen wir mit den Engeln und Erzengeln, mit den Thronen und Herrschaften und mit der ganzen himmlischen Heerschar den Lobgesang von Deiner Herrlichkeit und sprechen ohne Unterlaß: Heilig, heilig, heilig bist Du, Herr, Gott der Heerscharen. Himmel und Erde sind voll Deiner Herrlichkeit. Hosanna in der Höhe! Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!“

Seit Anbeginn hat die Christenheit bereits an die Himmelfahrt Mariens geglaubt. Gott ließ nicht zu,

daß der heilige Leib, der Seinem Sohne Leben gab und der durchlebt war von einer Seele voll der Gnade, vom Tode zerstört werden sollte.

Wir werden eines Tages sterben, ja. Denn wir sind von Sünde und Schuld behaftet. Was kann uns der Tod jedoch antun, seitdem wir die Gewißheit haben, daß jede Sünde und jede Schuld uns verziehen wird? Bußfertigkeit als Anfang eines neuen Lebens der Frömmigkeit, eines neuen Lebens der Gnade und des Gottessohnes in unserer Seele sind das eine Notwendige fürs ewige Leben. Schützend steht Maria über uns. Gottes Kirche, durchleuchtet vom Heiligen Geist, hat uns nun wieder feierlich zugerufen: Fürchtet nicht den Tod! Fürchtet nur die Sünde! Lebet in der Gnade, in derselben Gnade, die Maria heilig gemacht und vor jedem Tod bewahrt hat. Zieht an das Christentum. Lebet Jesus Christus an euren eigenen Leibern. Lebet sein Leiden und sein Sterben. Lebet seine Gottesliebe und lebet seine Nächstenliebe. Lebet seine Heiligkeit und lebet seine Auferstehung. An euren eigenen Leibern lebet dieses alles, und ihr werdet zu Söhnen und Töchtern Gottes und Mariens. Wie Maria auffuhr in den Himmel, so werdet auch ihr einst einziehen in die ewige Herrlichkeit der Heiligen. Dann werdet ihr sehen, was Gottes Erbarmen und was Gottes Liebe ist. Sie vergißt die Sünde und sie zählt die Tränen, das Beten und das glaubende, hoffende, liebende Aufblicken zu Gott!

Die Welt lächelt und spottet über so einen Trost. Was nützt euch das Himmelreich, wenn ihr jetzt und und hier auf Erden nichts zu essen habt? Wenn ihr heute wie Bettler lebt? Arm an Brot, arm an Herrlichkeit, an Ansehen und an Ehre?

Es ist wahr, die meisten von uns sind arm an diesen Dingen und reich an Leid, Not, Sorge und Bitternis. Die Spötter suchen uns aufzustacheln. Haben sie uns schon einmal reicher machen können? Sie gaben uns Steine statt Brot und Spott statt Hoffnung und Trost. Vom Spott und der Weisheit der Klugen dieser Welt, die dahin sterben und vergessen werden, können wir nicht leben. Wir leben jedoch im Glauben jener Menschen, die man einstens verspottet hatte. Die die allerärmsten der Armen waren — arm an irdischen Dingen und Ehren wie Christus, um heute auch reich zu sein wie unser Herr. Sie sind unsere Heiligen, und ihre Namen werden in Ewigkeit nicht vergessen sein.

Möge Maria, die Königin des ewigen Lebens, uns diesen Glauben bewahren. Wir glauben an das ewige Leben, wir leiden und wir kämpfen um dieses Lebens willen, und Gott ist unsere Liebe. Maria hilf!

Neupriester Am 24. Oktober wurden in unserem Oblatenseminar zu Battleford zwei junge Oblatenpriester geweiht. Es waren das Pater Franz Jansen O. M. J. aus der St. Johannesgemeinde in der St. Josephskolonie, und Pater Franz Schnurr O. M. J. aus der St. Mariengemeinde zu Regina.

Priesterweihtag ist immer wie der schöne Erntetag im Priesterseminar. Andächtig und demütig knien die Leiter des Seminars vor den Neugeweihten, um sich von ihnen den ersten Priestersegen geben zu lassen. Es war noch garnicht so lange her, als die Neupriester als junge Buben ins Kolleg kamen und um Aufnahme baten. Vater und Mutter hatten sie mit leiser Hoffnung und mit heißem Beten geschickt. Die Jahre gingen dahin.. Viel Arbeit, viel Gebet, viel Sorgen und Mühen schlossen die Jahre in sich. Nun ist das alles dahingegangen und die Seminarleitung konnte wieder einmal hochglücklichen Eltern ihren priesterlichen Sohn vorstellen.

Den zwei Neupriestern wird das priesterliche Leben nun bald beginnen. Als Oblatenmissionare werden sie sich in die Reihe der Ordenspriester der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis stellen müssen. Wir Oblaten arbeiten in der Welt, wir dürfen jedoch nicht von dieser Welt sein. Unsere Heimat ist nicht hier auf Erden. Deshalb gehen wir immer dort hin, wo unsere Obrigkeit uns braucht. Ob es nun Kanada ist oder Afrika, gilt nichts bei uns. Wir haben einmal von Vater und Mutter Abschied genommen, und bei diesem einen Abschied muß es bleiben.

Die Früchte einer solchen Priesterarbeit haben sich gezeigt. Vor Jahrzehnten kamen die ersten dentschsprechenden Oblatenpatres nach dem Westen Kanadas. Unsere Leute, die gerade eingewandert waren, brauchten Priester. Ein paar der alten Pionieroblaten des Westens leben und arbeiten immer noch unter uns. Sie waren da, als man sie brauchte. Als echte Ordenspriester zogen sie von Siedlung zu Siedlung, von Farm zu Farm, schliefen, wo sie ein Dach fanden, aßen, wo man ihnen den Tisch deckte. Dafür gaben sie den Leuten den Tisch des Herrn und den Frieden Gottes.

Heute ist Westkanada kirchlich wohlorganisiert. Die Pionierarbeit am christlichen Geiste der Gläubigen ist aber noch lange nicht zuende. Waren die ersten Oblaten des Westens Pioniere der Glaubenserhaltung, des Kirch- Schul- und Wegebauens, so sind die jüngeren Oblaten zur Pionierarbeit an der Heiligung der uns anvertrauten Seelen auserwählt. Langsam kommen wir Oblaten auch hier im Westen in unsere echte und ursprügliche Oblatenarbeit: In die Predigerarbeit und in eine Leitung der Seelen, die sich nicht mit der Beichte und Sonntagsmesse begnügt, die den ganzen Menschen fassen und durchchristlichen möchte. Unser Ordensstifter, der heiligmäßige Bischof Eugen DeMazenod, hat uns den Auftrag gegeben, den Leuten die „Weisheit der Heiligen" zu geben.

Das ist eine große Aufgabe. Aus ganz einfachen Katholiken Menschen zu bilden, die sich christliche Heiligkeit zum Lebensziel machen. Mit Gottes Hilfe und unter Mariens Schutz wird uns aber auch dieses Stück Arbeit gelingen.

Möge der Dreieinige Gott unsere Neupriester auf den Weg dieser hohen Ziele stellen. Wir Oblaten dürfen keine Halbarbeit leisten. Wir sind gesandt, den Armen das Evangelium zu predigen. Und zwar das ganze Evangelium, angefangen von der Bekehrung von Sünde und Schuld bis zur freudigen Heiligkeit in Gott.

Wo wir das tun, lassen wir Reichtümer zurück, die keine Macht dieser Welt zerstören kann.

Der Schriftleiter

Zu Gott

Wie spät habe ich angefangen Dich zu lieben, so alte und immer neue Schönheit! O wie spät habe ich Dich geliebt! Du warst in mir, aber ich war ganz draußen und suchte Dich da. Meine Seele entstellte ihre eigene Schönheit, indem sie sich über die äußeren Schönheiten verbreitete, welche das Werk Deiner Hände sind. Du warst mit mir, ich aber war nicht mit Dir. All die Dinge, die gar nicht sein würden, wenn sie nicht in Dir wären, hielten mich von Dir ferne. Endlich hast Du mich gerufen, mit lauter Stimme gerufen, und mit Taubheit zerrissen. Du hast Deine Blitze geschleudert, Dein Licht hellauf leuchten lassen, und die Finsternis, die mich verblendet hat, zerstreute sich. Ich habe Deinen süßen Duft geatmet und siehe, ich seufze nur mehr nach Dir. Ich habe Dich gekostet und Du allein kannst von nun an meinen Durst löschen und den Hunger stillen, der mich verzehrt. Du hast mich berührt und ich brenne von Liebe zu Deinem ewigen Frieden. Wenn meine Seele vollkommen mit Dir vereinigt sein wird, o mein Gott, wird es weder Mühsale noch Schmerzen mehr für sie geben. Und mein Leben, ganz erfüllt von Dir, wird dann erst ein wahres Leben sein. Denn Deine Hand weiß die Last desjenigen zu erleichtern, den Du erfüllest. Und eben deshalb, weil ich von Dir noch nicht erfüllt bin, bin ich mir selbst zur Last . . . . Ach, was ist denn also das Leben des Menschen hienieden anders als eine fortwährende Prüfung.

So beruht denn, o mein Gott, all meine Hoffnung auf Deiner unendlichen Barmherzigkeit. Verleihe mir, daß ich tun könne, was Du gebietest: allsdann gebiete Deinem Diener, was Du willst. Du willst, wir sollen in der Enthaltsamkeit leben . . . In der Tat, die Enthaltsamkeit führt uns zu jener höchsten Einheit zurück und befestigt uns darin, von der entfernt wir uns über die Vielfältigkeit Deiner Kreaturen hin zerstreuten. Denn man liebt Dich nicht ganz, wenn man etwas neben Dir liebt, das man nicht aus Liebe zu Dir liebt. O Liebe, die Du immer brennst und nie erlischst! O Liebe, die du mein Gott bist! Entzünde mein Herz. Du willst, ich soll enthaltsam sein. Ach, verleihe mir, daß ich könne, was Du gebietest; alsdann gebiete, was Du willst.

Wir geben die Erde und empfangen den Himmel, wir geben Zeitliches und erhalten Ewiges, wir geben der Fäulnis Verfallenes und empfangen Unsterbliches, zuletzt geben wir alles weg, was Gott uns gab, und erhalten Gott selbst zu eigen. Wir wollen also bei diesem Tauschgeschäft, bei diesem sehr guten und unsagbar edlen Handel nicht träge sein! Es soll uns zum Segen werden, daß wir hier sind, daß wir geboren wurden, daß wir auf der Wanderschaft sind! Wir wollen nicht mittellos zurückbleiben

St. Augustin.

Zur Dogmatisierung von Maria Himmelfahrt

von P. Joseph Schneider, O. M. I.

1. Wir leben im Marianischen Zeitalter. Immer mehr teilt der Himmel seine Gaben und Gnaden aus durch die Allerheiligste. In allen Jahrhunderten hat sie ihre Teilnahme an der Weltherrschaft ihres göttlichen Sohns bewiesen. Schon immer hat sie sich gezeigt als Helferin der Christen, Zuflucht der Sünder und Trösterin der Betrübten.

Immer schöner offenbart sie sich der Welt als Mutter der Gnade: Ihre Hände triefen von himmlischem Segen. Immer leuchtender erstrahlt ihr neuer, liturgischer Ruhmestitel, „Vermittlerin aller Gnaden".

2. Dennoch scheint ihre Mittlerrolle ihren Höhepunkt noch nicht erreicht zu haben. Wie es scheint, soll dieser mit der großen Krise zusammen fallen, durch die die Menschheit je hindurch mußte. Die heiligen Seher der letzten 100 Jahre haben sie für 1960 angekündigt. Die ganze Strenge der göttlichen Gerechtigkeit soll sich um die Zeit, entweder kurz vorher oder nachher, entladen auf die Sünder;

die Verstockten und Verhärteten;

die Unverbesserlichen und Unbekehrbaren;

die Verhöhner des Hl. Geistes und seiner Gnade.

Die ganze Heimsuchung soll in einem entscheidenden Sieg der Hl. Kirche enden.

3. Die Erfüllung dieser Weissagungen wird naturgemäß ein Riesenleid für die Freunde Gottes in sich schließen. Denn das ist ja nach Adam's Fall ein Grundsatz in Gottes Weltplan: die Unschuldigen müssen mit den Schuldigen büßen. Der goldene Weizen wird mehr oder minder ins Schicksal des Unkrautes hinein gezogen. So schauen wir alle mit Bangen den kommenden Ereignissen entgegen. Gibt es aber keinen Hoffnungsschimmer in dieser Finsternis? Menschlich gesprochen, nicht! Die führenden Männer der Weltpolitik sind ja grade an dieser entsetzlichen Fehlentwickelung schuld. Sie haben uns auf Gedeih und Verderb der Willkür Stalin's und seines Politburos ausgeliefert. Und doch blitzen einige milde Hoffnungsstrahlen durch das Dunkel zu uns herüber. Von Süd-Italien leuchten sie zu uns herauf und wecken schüchterne Freude in zitternden und verzagenden Herzen.

4. Nicht weit von Neapel, im Schatten des feuerspeienden Vesuv, liegt die Stadt Neu-Pompeii mit ihrer herrlichen Rosenkranz-Basilika. Sie wurde vor einigen Jahrzehnten von einem heiligmäßigen Baumeister errichtet und bezahlt. Er soll sich bisweilen himmlischer Unterweisungen erfreut haben. Eine der wichtigsten von diesen bringt das Schicksal der modernen Menschheit mit der Dogmatisierung der leiblichen Verklärung Maria im Himmel in Verbindung. Die Welt, so lautet die Vorhersagung, wird immer schlechter werden; immer toller nach unten taumeln; immer mehr den Blick für den Ernst von Zeit und Ewigkeit verlieren. Sie wird immer mehr dem Unglauben, der Sünde, dem Laster, der Verzweiflung verfallen und sich in blutigen Auseinandersetzungen verwickeln bis zu dem Tag, da der Papst die leibliche Aufmahme Mariä in den Himmel zum Glaubenssatz erklären wird.

Der Tag wird die große Änderung, den großen Umschwung zum Besten der Menschheit herauf führen.

Das ist der wundersame Lichtstrahl in der sternenlosen Nacht der Gegenwart.

Alle, die die Weissagung kannten, fragten sich besorgt, wann der Apostolische Stuhl sich zu dieser Dogmatisierung entschließen würde. Die Zeit drängt. Der Russe kann jeden Augenblick losschlagen und alle Schrecken der Atambombe auf seine Gegner entladen. Wird die erlösende Tat, fragte man sich, nicht wieder einmal zu spät gesetzt werden?

Auf einmal meldeten die Blätter den 1. November als den großen Tag. Die letzte Woche des Oktober wird in Rom einem achttägigen Marianischen Kongreß gewidmet sein. Er schließt mit einem Päpstlichen Konsistorium, bei welchem der Heilige Vater auf sein Vorhaben hinweisen wird. Auf Allerheiligen schreitet er dann zum feierlichen Akt der Dogmatisierung. Die Aufmahme Mariä mit

Leib und Seele in den Himmel wird von ihm zum Glaubenssatz erklärt. Bisher war die Nicht-Annahme dieser Tatsache eine Sünde gegen den Glauben. Von nun an wird ihre Verwerfung zur Häresie und schließt von der Gemeinschaft der Kirche aus.

5. Allein in sich betrachtet ist die Lehre von Mariens leiblicher Aufnahme in den Himmel eine wichtige und schöne Sache. Wirft sie doch so viel versöhnliches Licht auf den Sinn des Lebens und die vier letzten Dinge: Tod, Gericht und Ewigkeit. Sie zeigt in greifbarer Weise an der Mutter des Herrn, wie alle Menschen einmal an Seiner ewigen Verklärung, Seinem unendlichen Reichtum, Seiner unsterblichen Freude teilhaben sollen. Sie erläutert, wie einmal die Güte Gottes an eines jeden Leib und Seele erfüllen wird, was geschrieben steht: Kein Auge hat gesehen, kein Ohr gehört, und keines Menschen Herz wagt es zu begreifen und ermessen, was Gott für die bereit hält, die Ihn lieben.

Sie rückt aber auch auf dem Hintergrund der gegenwärtigen Zeitgeschichte der Jungfrau weltgeschichtliche Rolle zu unseren Gunsten mächtig ins Klare. Der alte Glaube an ihre alles überragende Mittlerschaft wird durch die kirchliche Dogmatisierung in höchst feierlicher Weise bestärkt und belebt, und dieser Akt höchster Huldigung und Verehrung soll nach Gottes Ratschluß zum Wendepunkt der Menschheitsgeschichte werden. Hoffentlich wird der heiligmäßige Erbauer der Rosenkranzbasi.ika von Neu-Pompeii Recht behalten.

6. Schon so manchmal, wenn es auf Erden am Schärzesten aussah; wenn die Welt sich hoffnungslos verrannt und auf dem toten Geleise fest gefahren hatte, hat der ewige Gott zu ihrem Besten eingegriffen. Advent und Weihnachten erinnern uns alljährlich daran. Der Verzweiflungsschrei der Alten Welt wurde in der Heiligen Nacht durch das Gloria der Engel abgelöst.

Daß Er aber für uns das Wunder der Zeitenwende durch die Allerseligste wirken will, wundert uns nicht im geringsten. Denn Er ist folgerichtig in Seinen Werken. Sie hat die Erlösungsgnade verdienen helfen; sie hilft sie auch austeilen. Durch den Leichtsinn und die Unstetigkeit einer Frau sind wir ins Unglück gestürzt; durch eine Frau macht der Himmel alles wieder gut. Hat sie es übrigens nicht in Fatima angekündigt? Tut Buße; betet den Rosenkranz; weihet euch meinem Unbefleckten Herzen: so lautet ihre Botschaft, und ich werde Rußland bekehren und der Welt den Frieden schenken.

Diese Fatima-Botschaft scheint diejenige des Italienischen Architekten zu ergänzen.

Der reinsten Jungfrau

Joh. v. Geissel

Jungfrau, der Jungfrauen Krone,
Auserwählt an Gottes Throne,
Herrscherin im Himmelreich:
Lass' von uns dein Lob erklingen
Dich mit Herz und Mund besingen,
Unsrem Flehn dein Antlitz neig!
Wer kann würdig dich lobpreisen,
Dir nach Würden Ehr' erweisen,
Jungfrau, süßer Gnadenquell!
Du bist ganz voll aller Gnade,
Gottes Zelt und Bundeslade,
Bist ganz schön und Sonnenhell.
Großes hat an dir geübet
Der da mächtig; der dich liebet,
Gab dir Gnad' auf Gnade reich;
Der da Himmel lenkt und Erde,
Wollte, daß in dir Ihm werde
Mutter, Tochter, Braut zugleich.
Nun zu deines Sohnes Rechten
Hilf du uns der Sünd' entknechten,
Die erkauft sein heil'ges Blut;
Deine Hände triefen Gaben,
Laß auch uns, o Mutter, haben
Teil am ew'gen Lebensgut.
Unser Meerstern sei und bleibe,
Daß der Fluten Sturm nicht treibe
Zum Verderben unsre Fahrt!
Du gabst uns des Heiles Sonne:
Sei uns auch zur Himmelswonne
Offne Pforte wohlbewahrt.

Fängst du das Werk mit Beten an,
Dann ist die Arbeit schon getan.

Deutscher Spruch.

Aufgehalten

Von Hertha Pohl

Nach seinem Sturz aus dem Wagen blickt sich der Weidenhofbauer mit aufgerissenen Augen, die den ausgestandenen Schrecken deutlich wiederspiegeln, in dem sommergrünen, von jubelnden Vogelrufen erfüllten Walde um, als sehe er ihn zum erstenmal. Noch rinnen die Farben durcheinander, noch schwanken die Bäume. Aber seine Beine, die er zur Sicherheit befühlt, tragen ihn, als er sich ächzend aufrichtet.

Unter der Steineiche steht der Fuchs mit schuldbewußt gesenktem Kopf. Sein Rücken ist von Schweißperlen übersät; und wenn er sich schüttelt, stäuben Schaumflocken ins Gras.

Das Stechfliegengeschmeiß und die stickige Hitze im Unterholz hatten den Hengst toll gemacht. Trotz des strammen Zügeldrucks seines Herrn ging er durch, und an der Waldecke kippte der in allen Fugen krachende Wagen um.

Der Weidenhofer hätte sich an den fest um die Fäuste gewickelten Zügeln zu Tode geschleift, wenn nicht der Fuchs, wie von einer unsichtbaren Hand aufgehalten, plötzlich stillgestanden hätte.

Der Bauer fährt sich über die nasse Stirn, als könne er die ans Wunderbare grenzende Rettung nicht fassen. Ein scheuer Blick streift das verwitterte Marienbild in der Gabelung des Eichbaumes. Vielleicht hat er der Fürsprache seines heimgegangenen Weibes, der Agath, die Rettung zu verdanken. Sie war eine große Verehrerin der Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe.

Das wird ein mühsamer Rückweg, obwohl der Fuchs jetzt lammfromm hinter seinem Herrn trappelt. Der führt ihn lässig am Zügel und achtet kaum darauf, daß jeder Schritt Schmerzen kostet.

In der tiefen Waldeinsamkeit kommt es dem Bauern erst deutlich zum Bewußtsein, was es auf sich hat, daß er mit knapper Not dem Tode entgangen ist.

Sterben — im besten Mannesalter in die dunkle Grube gebetet werden — unvorbereitet vor den ewigen Richter treten — ein Schauer überläuft ihn, wenn er daran denkt. Sein bisheriges Leben fordert den Vergleich mit dem holprigen, von Gestrüpp überwachsenen Waldweg heraus, auf dem kein gutes Vorwärtskommen möglich ist. Zum erstenmal sieht er seine Fehler in tagheller Beleuchtung. Und das Hauptübel, die rastlose Geldgier, reckt sich wie ein hämischer Kobold auf.

Hat er nicht erst kurz vor der Fahrt hart und lieblos gehandelt? Der Mann duckt den Kopf zwischen den Schultern.

Da war sein Vetter, der alte Kunibert, mit dem Bündel und Knotenstock, unvermutet im Hofe aufgetaucht. Man sah ihm auf drei Schritte Entfernung an, daß er in Geldnöten steckte.

Verlegen schob er sein Pfeifchen von einem Mundwinkel in den andern. „Na, dir schmeckt der Tabak halt immer," war er, der Weidenhofer, schlau dem Alten zuvorgekommen. Unsereins vergeht die Lust am Rauchen. Das

Ich danke Dir

Ich danke Dir für alle Schwierigkeiten,
Ich danke Dir für jedes Hindernis;
Sie halfen, Bahn dem Glauben zu bereiten,
Und machten mich gehorsam und gewiß.
Ich danke Dir für alle steilen Strecken dieses Weges.
Da spürt ich Deine starke Hand,
Erfuhr, wie Deine Flügel tragen, decken,
Und spürte, Herr, was Du an mich gesandt.
In Sturm und Tiefen lernte ich Dich kennen,
Du Herr, mein Heiland, wie ich's nie gedacht.
Da fing mein Herze an zu brennen,
Ick sah das helle Licht erst in der Nacht.
Ich gebe nicht die schweren, dunklen Stunden
Für eine ganze Welt von Sonnenschein;
In ihnen ward mein Herz an Dich gebunden
Nun bist mein ein und alles Du allein.

J. A.



Die in den Himmel Aufgenommene

Korn ist verhagelt, im Viehstall hat man Pech. Ich bin eben auf dem Wege in die Stadt, um meine Notgroschen abzuheben. Kannst du nicht ein andermal wiederkommen, Kunibert? Heut' hab' ich's eilig."

Nach den unfreundlichen Worten hat er den alten Mann kurzerhand auf die Seite geschoben. Aber ganz wohl war ihm nicht, als er aus dem Hofe kutschierte. Noch lange sah er das geduldige, sorgendurchfurchte Gesicht des Vetters vor sich, der verdattert auf der gleichen Stelle stand. Um sein Gewissen zu betäuben, hatte er den Fuchs traben lassen, daß die Steine spritzten, und das Unheil mitverschuldet.

Der Weidenhofer schnauft schwer. Mitten auf dem verwucherten Waldweg muß er stehen bleiben und Atem holen. Aber der Druck auf seiner Brust will sich nicht lockern. Die letzte Stunde, in der er des Herrgotts Hand über sich spürte, hat ihn mürbe gemacht. Und zu der Einsicht, daß es so wie bisher nicht weitergeht, bedarf es nur noch eines kleinen Anstoßes. — —

Auch der alte Kunibert ist auf seinem Wege aufgehalten worden. Er hatte niedergeschlagen dem Weidenhof den Rücken gekehrt, und seine Überlegungen, wie er es der kranken Frau beibringen solle, daß der Bittgang umsonst war, trugen nicht dazu bei, die müden Beine zu beschwingen.

Unter den Nußbäumen, die ihr kühles Schattennetz über die Wiese spannten, blieb er stehen, um zu verschnaufen und sein bißchen Geld zu überzählen. Es langte für ein Päckchen Tabak den er im Dorfladen kaufen wollte. Mit dem dampfenden Pfeifchen im Munde würde ihm der Weg leichter werden.

Und Kunibert schwenkte seinen Stock, als wolle er alle Sorgen ins Pfefferland bannen.

Er war ein paar Schritte weitergegangen, da tauchte das apfelrote Röckchen der kleinen Leni — des Weidenhofers Jüngste — im Wiesengras auf. das Kind hing sich an seine Hand und bat



Tot ist das Leben in den Novemberbäumen. Der Mensch jedoch stirbt nicht.
Er, der das ewige Leben ist, sucht uns heim und führt uns heim.
Gelobt sei sein Name.

gar lieb, ein bissel mitgehen zu dürfen. Der Alte nickte gutmütig. Er hatte das kleine Ding, dem die Mutter bitter nötig fehlte, ins Herz geschlossen.

Unterwegs wußte Leni viel und drollig zu fragen. Aber trotz allem Eifer übersah sie es nicht, daß die dicke Handelsfrau Beate auf sie zukam. Mit einem freundlichen „Grüß Gott!" stellte Beate ihre Kiepe ab, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen.

Die Leni aber umschwirrte wie ein lüsternes Bienchen den Tragkorb, und bald zupfte sie Kunibert am Rock: „Du, kauf mir was!"

Der alte Mann kraute sich im Haar, denn das Kind hatte unter dem bunten Kram just einen Dackel mit braunem Plüschfell entdeckt, der 50 Pfennig kostete. Und schon drückte ihn Leni besitzesfroh ans Herz.

Da zog Kunibert seinen Beutel und klaubte die Fünfer und Groschen seufzend zusammen. Es mußte ja nicht sein, daß er sich den Tabak heute kaufte.

„Du Spitzbub!" drohte er dem Lockenköpfchen. „Was soll man schon mit dir machen? "Etwas später saßen sie in bester Eintracht im Wiesengras. Denn Kunibert mußte bevor er weiterging, von den Heldentaten des tapferen Schneiderlein erzählen. Leni kannte das Märchen schon, aber der Dackel nicht . . . .

Im Dorfe läutet dünn das Mittagsglöckchen, als der Weidenhofer mit dem Fuchs am Zügel über den Wiesenweg humpelt. 's ist nicht notwendig, daß er in seiner mitgenommenen Kleidung neugierig von den Leuten angestarrt wird.

Die kleine Leni spitzt plötzlich die Ohren —, sie hört das Trappeln der Pferdehufe.

„Da kommt der Vater!" zwitschert sie Kunibert ins Ohr. Der alte Mann ist in der Mittagshitze eingenickt. Aber er ermuntert sich bald, als er in dem übel zugerichteten Ankömmling den Vetter

erkennt.

„Verknucht, was ist dir denn passiert?“ richtet er sich auf.

„Der Fuchs ist im Walde rabiat geworden und durchgegangen,“ erklärt der Weidenhofer kurz. „Bei der Steieiche wär mir's bald schlecht gegangen. Da kippte der Wagen um. — Na, du siehst ja, daß mir der — der Aufenthalt nicht groß geschadet hat. Im Gegenteil!“

Kunibert schüttelte den Kopf. Er wird aus der letzten Anmerkung des Vetters nicht recht klug.

Inzwischen ist Leni ungeduldig von einem Beinchen aufs andere gehüpft. Sie brennt darauf, dem Vater das neue Spielzeug zu zeigen. Und da er noch immer keinen Blick für sie übrig hat, klammert sich das Kind an seinen Arm.

„Guck, Vater! Das Hundel hat mir der Kunibert gekauft, und es kann wau, wau machen!“ ruft es glücklich.

Der Weideihofer räuspert sich: „So so.“ Er sieht auf einmal sehr verlegen aus. Wie steht er jetzt dem armen Schlucker gegenüber da?

Aber Kunibert, der etwas gemerkt hat, sucht ihn abzulenken. „Ja, ja, der Fuchs ist ein Rakker,“ nickte er dem andern zu. „Trink nur auf den Schrecken bald ein Gläsel Kognack, Vetter. Der bringt das Blut durcheinander.“ Darauf bückt er sich nach Mütze und Knotenstock: „Muß machen daß ich heimkomme..“

Doch der Weidenhofer legte ihm die schwere Hand auf die Schulter. „Nichts da! Du bleibst zum Mittagessen. — Wir haben überhaupt noch ein Wörtel miteinander zu reden.“ Und leiser: „Du brauchst doch Geld! — Wird ein Hunderter reichen, was meinst? Vom Wiedergeben ist keine Rede. Weißt, ich fühl mich in des Herrgotts Schuld“; er stößt die letzten Worte rauh hervor. „Und ich bin froh, daß ich mein Konto ein bißchen abtragen kann.“

Der alte Kunibert ist fassungslos vor Freude. „Nu, da — nu, da!“ stammelte er, während seine hellen Kinderaugen naß werden. „Wenn ich erst meiner Alten das sage! Die wird vor Freude gesund!“

Der Weidenhofer wendet sich ergriffen ab. Zum erstenmal spürt er das Befreiende einer guten Tat.

Und ist es nicht in seine Hand gelegt, den Bogen weiter zu spannen, zum Segen für sich und andere? Wohlan, er wird das Seinige tun!

Das neue Kolleg eröffnet

Am 25. Oktober wurde wurde unser neues Knabenkolleg zu North Battleford eröffnet. Es war zwar keine feierliche Eröffnung. Im Gegenteil: Sie war ganz nach Oblatenart ein Stück reinster Grund und Bodenarbeit.

Die Buben (an 140 an Zahl) kamen von weit und breit dahergefahren und schauten sich verwirrt um. Vor dem Kolleg lag alls voll von Baumaterial. Im Hause selbst waren Maurer, Klempner, Tischler und Elektriker eifrig an der Arbeit. Und kein Pater war zu sehen. Hier und da kam ein Mann mit Brille auf bleicher Nase und in bestaubten Arbeitshosen an die Neuankömmlinge heran und rief: „Dort hinein, zum ersten Stock. Links, wo an der Zimmertür „Registrar“ geschrieben steht, geht hinein und meldet euch an.“

Die Buben meldeten sich an und stiegen dann treppauf treppab durch das neue Kolleg. Einige der älteren Schüler riefen den eifrigen bebrillten,zwei oder drei Matrazen auf den Schultern schleppenden Männern in der Arbeitshose ein lautes „Hallo Father“ zu. Da wußten die Neuen, und ihre staunenden Väter und Mütter erkannten es auch: Das sind ja die Patres vom Kolleg, die Lehrer und die Leiter des Kollegs.

Nun ist die erste Aufregung vorbei. Die neuen Schüler sind wohlversorgt und der Unterricht hat begonnen. Den meisten unserer Buben ist die große Halle im Erdgeschoß des Kollegs der interessanteste Raum. Dort wird nämlich gegessen. Und zwar gut gegessen. Wir suchen unseren Schülern das Beste zu geben. Sind sie gesund an Leib und Appetit, dann wird auch die Hauptarbeit gelingen, die mit dem Kopf und mit dem Herzen geleistet werden muß. Der Kopf muß das Lateinische lernen und dazu noch viele andere Sachen, das Herz aber soll lernen, sich an Gott und an Maria zu freuen.

Still segnend schaut der Obere des neuen Kollegs, Pater Th. Schnerch O.M.J., auf die große Zahl seiner neuen Schüler. Da gibt es baumlange Kerle, und da gibt es Knirpse, kleiner noch als der Marienbotenschriftleiter. Da gibt es fette Buben, die man in Bewegung halten muß, und da gibt es magere Kerle, denen noch etwas Fett anzulegen ist. Der

eine ist still, vielleicht etwas zu still, andere wieder — und derer gibt es nicht wenige — sind zu laut. Denen muß man etwas Disziplin beibringen. Jeder dieser Buben ist anders, jeder hat sein eigenes Vorstudium, seine eigene kleine Weltanschauung, seine eigenen Wünsche, Sorgen, Dummheiten und Schlauheiten. Und alle sollen sie nach einem Ideal erzogen werden, alle sollen sie einmal tiefgläubige und überzeugte katholische Männer werden. Viele sogar Oblatenpriester.

Das Kolleg ist wohlbesetzt von Oblatenpriesterlehrern, die dem Oberen helfend zur Seite stehen. Neben Pater Schnerch O.M.J. sind da noch die Patres: A. Riffel O.M.J., A. Prince O.M.J., Ph. Engele O.M.J., E. Lecuyer O.M.J., B. Hermann O.M.J., A. Hanus O.M.J., M. Hertz O.M.J. und F. Wandler O.M.J. Auch Pater Joseph Simon O.M.J., der jahrelang mit an der Sorge des Kollegbaues trug, wird dorthin übersiedeln.

Nun ist das Kolleg endlich Wirklichkeit geworden. Der aufregenden Arbeit des Geldsammelns und des Baues folgt nun die ernste Arbeit des Erziehens. Unser Kolleg ist ja nicht einfach eine Schule, in der gelehrt wird, was die Welt in ihren Schulprogrammen hat. Wir sehen in unseren Schülern getaufte Christenmenschen. Unsere Aufgabe ist, in ihnen das Menschliche und das Überirdische, das sie durch die Taufe empfangen, zur Entwicklung zu leiten. Wir wollen aus unseren Schülern erwachsene und gebildete Christenmänner machen, aus den von Gott dazu Auserwählten sogar Oblatepriester.

So ein Programm ist vollster Verantwortung. Gott und Maria werden uns jedoch helfen, dieser Verantwortung nach das neue Kolleg zu leiten. Es ist das Kolleg unserer Katholiken. Das Kolleg der von den Oblaten der St. Marienprovinz betreuten Gemeinden. Wie dort in den Gemeinden Frömmigkeit lebt und tiefer Gottesglaube, so und noch viel mehr wird es auch im neuen Kolleg sein. Dort haben wir die Söhne unserer eigenen Leute. Und dort werden wir den Glaubensgeist unserer Katholiken zur vollsten Entwicklung bringen, auf daß unsere Buben einmal weiter tragen, was sie von ihren Vätern und was sie von unseren Priestern gelernt.

Das Kolleg ist eröffnet. Es ist aber noch lange nicht fertig. Es fehlt uns immer noch die Hauptkapelle und es fehlen uns noch die Gebäude für Klassenräume. Vorläufig begnügen wir uns mit einer Notkapelle und mit Notklassenräumen, (die aber doch viel schöner und lichter sind als so manche Regierungsschule sie hat.)

Wenn dieses einmal alles fertig, und nachdem der erste unserer Kollegbuben zum Priester geweiht ist, werden wir sagen: Jetzt sind wir fertig mit dem Kolleg. Jetzt können wir so arbeiten, wie wir es uns immer gewünscht hatten.

Gottes Hand

Die Mutter der kleinen dreijährigen Irma war für wenige Minuten aus dem Zimmer gegangen, das Kindchen hier sich selbst überlassend. Als sie zurückkehrte und die Tür noch in der Hand hielt, sah sie zu ihrem Entsetzen, wie grade die Kleine in ihrem bunten Kittelchen kopfüber zum Fenster hinausstürtzte. Die Wohnung lag im zweiten Stockwerk.

Der furchtbare Schreck verschlug derMutter Stimme und Tränen. Totenbleich, mit verstörten Zügen, jagte sie die Treppe hinunter. „Vorbei!“ hämmerte es in ihrem Hirn. „Vorbei!“ und es war ihr, als müßte ihr das Gräßliche die Brust zersprengen.

Sie hat indessen noch nicht den Hausflur erreicht, als plötzlich flinke Kinderfüßchen vernehmbar wurden und gleich darauf ihr Liebling wie eine Erscheinung vor ihr stand, vergnügt in die Hände klatschte und rief: „Irma wollte Plumps machen!“

Das Kind an sich reißen und in lautes Weinen ausbrechen, das war eins bei der Mutter. Sie hatte ihr Seelchen ein zweites Mal aus Gottes Hand empfangen. Dieses Bewußtsein verschlug zunächst die Frage, wie das Wunderbare geschehen war. Dankbarkeit erfüllte das Mutterherz, und die Ehrfurcht vor des Allmächtigen Güte und Weisheit kam hinzu, als die Glückliche feststellte, daß das Gestrüpp des Vorgartens das Kindchen bei seinem Sturz aufgefangen und selbst vor dem geringsten Schaden bewahrt hatte. Lediglich das dünne Kleidchen war an einigen Stellen zerrissen.

Unsere Liebe Frau von Cap

Das Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Cap ist immer noch auf Reisen. Im Sommer hatten unsere Leute das Gnadenbild in den Kirchen unserer St. Josephskolonie. Unvergeßlich bleiben uns diese Tage der Gnade und des Gottesmuttersegens. Augenblicklich befindet sich die Gnadenstatue in Alberta. Im Sommer wird man sie nach Saskatchewan zurückbringen, um auch unseren deutschsprechenden Katholiken des Prelatedistriktes, der St. Aloisiusgemeinde von Allan, und womöglich auch den Katholiken von Dilke und Holdfast die große Freude ihres Besuches zu geben.

Der Zweck der Reise dieser Gnadenstatue ist zweifach. Erstens sollen die Katholiken Kanadas die Gnadenstatue von Cap de la Madeleine kennen lernen. Der Heilige Stuhl hat die Gottesmutter von Cap zum Mittelpunkt aller Marienverehrung Kanadas gemacht. Cap de la Madeleine ist zum Wallfahrtsort ganz Kanadas erhoben worden. Weil nun nicht jeder Katholik eine Wallfahrt nach dem weit im Osten gelegenen Cap de la Madeleine machen kann, haben die Oblatenpatres, die Hüter des Gnadenortes, beschlossen, die Statue zu allen Leuten zu nehmen.

Wer die Statue einmal gesehen, wer einmal zu ihren Füßen gebetet hat, kann sie nicht mehr vergessen. In ihm wird die Andacht zur Rosenkranzkönigin Kanadas, zur gnadenvollen Gottesmutter von Cap de la Madeleine, bleiben.



Unsere Liebe Frau von Cap in Battleford. Pater G. Kuckartz O.M.J., Oberer unseres Priesterseminars, betet den Weiheakt an Maria von Cap.

Zweiter Zweck der Reise Unserer Lieben Frau von Cap ist die Vorbereitung der Jubiläumsfeier von 1954. Vor einhundert Jahren machte die Kirche die Unbefleckte Empfängnis Mariens zum feierlichen Glaubenssatz. So wie sie dieses Jahr die leibliche Auf-



Oblatenseminaristen von Battleford tragen die Gnadenstatue in die Seminarkapelle.

Unbefleckt ist sie. Uns haben aber Schuld und Sünde die Seele gezeichnet. Wir alle sind sündhafte Menschen, elende Kinder Evas, unserer Stammesmutter. Hoch vom Himmel kam uns jedoch die Botschaft der neuen Lehre des Neuen Testamentes. Vom Kreuze herab sprach der sterbende Heiland noch: Sohn siehe da, deine Mutter!

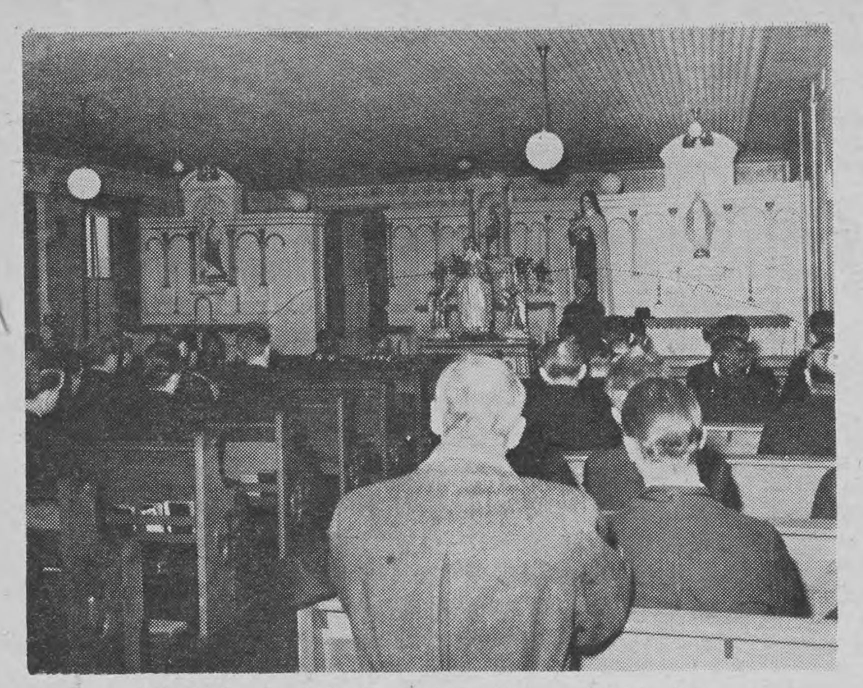
Jesus ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Mit dieser Fleischwerdung wurde er unser Bruder, durch die Gnade Gottes werden wir zum wirklichen Bruder und zur wirklichen Schwester Jesu Christi. Wenn wir das sagen, dann spielen wir nicht mit Worten, um etwas Frommes auszudrücken. Es ist eines der Hauptgeheimnisse unseres heiligen Glaubens, daß der Mensch durch die Gnade Gottes wirklich und wahrhaftig zum Bruder Jesu Christi, zum Verwandten Gottes wird. Wer aber Bruder Jesu

nahme Mariens in den Himmel zum Glaubenssatz erhoben hat. Alle Welt wird 1954 die Jahrhundertfeier der feierlichen Erklärung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis begehen. Für Kanada bereiten die Oblatenpatres von Cap de la Madeleine eine Landeswallfahrt zum Gnadennort am Cap bei Quebec vor. Dort soll die Königin Kanadas öffentlich von Vertretern aller Stände und aller Provinzen Kanadas verehrt, dort soll ihr im Namen aller Katholiken des Landes Nachfolge ihres Lebens versprochen werden.

Durch Maria zu Jesus. Das ist das Ziel aller Marienverehrung. Wir Oblaten, die wir den Beinamen „von der Unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria“ tragen, haben die schöne Aufgabe, Hüter des Wallfahrtsortes von Cap de la Madeleine zu sein. Die Unbefleckte Empfängnis unserer Gottesmutter zu verkünden, gehört zu den allerschönsten unserer Aufgaben.



Sie singen Maria zulieben



Das Gnadenbild in unserer Seminarkapelle

Christi ist, ist auch Sohn der Mutter Christi, wirklich und wahrhaftig Kind der Gottsmutter.

Sündhafte Menschen sind wir. Seit der Stunde unserer Erlösung sind wir jedoch nicht mehr elende Kinder Evas: Wir sind, wenn im Stande der Gnade, glückliche Kinder Mariens. Wohl merken wir äußerlich noch nichts von diesem Glück. Wohl stehen wir immer noch unter der Last der Sorgen und Leiden. Alle irdische Plagen und Nöte, die der Christ trotz Erlösung und Gnade durchmachen muß, sind jedoch etwas Heiliges. Sie sind das Kreuz Christi und die Sieben Schmerzen Mariens am eigenen Leibe. Denn am eigenen Leibe sollen wir Christus den Gekreuzigten und Maria die Mutter der Sieben Schmerzen leben. Ähnlich im Leben, ähnlich im Tod, um auch ähnlich dem Sohne Gottes in der Auferstehung, und ähnlich der Mutter Christi in der Himmelfahrt zu sein. Das ist unser christlicher Glaube, und das ist unser christliches Leben.

Unbefleckt ist Maria, unbefleckt und gnadenvoll. Wo sie bittet und wo der Mensch sich ihr hingibt, da wird auch die geplagte und die sündhafteste Seele Unbeflecktheit wiederfinden.

Denken wir an Unsere Liebe Frau von Cap. Sie war bei uns, um uns an diese Lehre zu erinnern. Sie wird noch viele von uns besuchen, um von diesen Dingen zu reden.

Heilige Maria von Cap, bitte für uns!



Die Kinder der St. Theresiengemeinde zu Regina flehen zu Unserer Lieben Frau von Cap um die Gnade des Friedens in aller Welt.

Vom Schusterseppel



Liebe Leit vum Mariabot!

Die Leit hon jetz geharvest und ich hon auch geharvest ober ich hon keinen Weizen net geharvest und auch keine Oats net indem daß ich troubles geharvest hon wo meine eigene Schuld is ober ich bin allemol zu gut in meinem Herzen aus was weller Ursach ich die Weibsleit ge-underestimated hon und ich hon im letschten Mariabot geschriebe wie daß ich die Weibsleit wotsche werd vonwege weil so viele von die Ladies Aid Weiber alte ruster fier uf den bazaar bringe was weller bazaar mit ein chiecken-supper verbunne is.

Liebe Leit ich hon ein mistake gemocht wo ihr alle sehn tut wie das mir alte Leit auch noch mistakes moche ober das mit dieWeibsleit wie daß es mir gange is selles tät ich mein Leblong net expecte ober ich hon wieder einmol gesuffert vunwege weil ich fier die Gerechtigkeit bin.

Mit diesem meinem mistake und mit unsren bazaar is es so gange indem daß die Katoka Kät und die Klobunger Lies wo zu unsre Ladies Aid Weiber zugehere alles gelest hon wo ich im Mariabot geschriebe hon und sie sein arg beladigt gewest wo ihr schlechtes Gewisse sie exited hot indem daß sie auch zu selle zugehere wo alte rusters herschoffe und die zwei Weibsleit wo eine die Katoka Kät is und die anre die Klobunger Lies selle Weibsleit hon sehr hinnerlistig geact wo kein fun fier mich und meine Person net gewest is und arge troubles mit die Pauline wo mein chriestlich-angetrautes Weib is hon ich auch noch gesuffert wo eich uffweise tut wie daß der Mensch bis in seine alte Täg h'nein suffern muß und die Geschicht wo ich eich heit vermelde muß und wo sich uff unsren bazaar zugetroge hot is so gewest und ich tu die Wohrheit schrabe wo meine Pauline net glaube will.

Liebe Leit wie die Katoka Kät und die Klobunger Lies im Mariabot gelest hon wie daß ich die Weibsleit mit ihre chieckens wotsche will da hon sie fiest geschimft und sie hen mir Nome gebe wo ich net im Mariabot schrabe will indem daß sie mich Sau genennt hon und auch hinnerliestiger Ox wo mir die Leit alles zugetrobe hon und ich weiß was die Katoka Kät und die Klobunger Lies ieber mich g'sogt hon ober dann sein sie noch zu mir kumme und zu meine Pauline und sie hon mich net Sau genennt ober ihr seids ein guder und ein arg chriestlicher Man hon sie in meinen Haus g'sogt und sie hon auch g'sogt wie daß sie die chieckens fier uf das supper collecte und ich bin so gut mit sie gewest vonwege weil sie mich arg chriestlicher Mann genennt hen daß ich sie vier von unsre beschte springchieckens mitgebe hon und selles is die Wohrheit wo ich ganz ehrlich sog ober die Katoka Kät und die Klobunger Lies hon mich beloge indem daß sie gornet gedenkt hon wie daß ich ein arg chriestlicher Mann bin ober es is alles Heichelei gewest wo ich bietter bereit hon daß ich sie die springchieckens hingebe hon.

Liebe Leser und Leseriene vum Mariabot wie ich uf unsren bazaar kumme bin hon ich g'sehn wie alle chieckens in der kitchen von unsre hall gelege hon und alle sein sie mit dem Nome von ihre Geber gemarkt gewest und ich bin noch net in die hall h'neingewest da hon mich die laidies aid Weiber doch ieberfolle und sie hen ieber mich gekriesche und mit die Feist gedroht und ich hon mich hing'stellt wie daß ich es in Russland in der Unneroffizierschul gelernt hon und ich hon die Weibsleit mit großen respect fier uf meine Person gefaced und ich hon sie gefrogt Weibsleit hon ich g'sogt und ich hon sie ganz polite geadressed indem daß ich g'sogt hon Weibsleit jetzen seids mir keine verruckte Huhndl net ober sprechts g'scheit und sogts aus was weller Ursoch ihrs so wietieg seid und die

Weibsleit sein noch arger worde indem daß sie ieber mich geschrien hon wie daß sie keine verruckte Huhndl net sein ober die alte ruster wo ich uf den bazaar gedonated hon sein eine Schand fier die ganze Gemand wo heit viel strangers do sein fier uf das chieckensupper und selle chieckens wo ich donated hon werd kein Mensch net serve

Liebe kadolische Leit ich wo ich selles g'hert hon hon ich gleich iever die Weibsleit g'sogt wie daß meine chieckens springchieckens sein und die Weibsleit hon mir alle Recht gebe ober sie hon g'sogt selles sein springchieckens von 1941 wo jetz schon nine springs g'sehn hon wo mich arg beleidigt hot und ich hon mich durch die Weibsleit durch und hon nach meine chieckens g'sucht und ich hon mein Nome gefunne ober die chieckens wo do gewest sein is eine Betriegerei gewest indem daß sie net meine gewest sein ober die Weibsleit hon mir meine springchieckens exchanged wo mich arg exited hot und ich hon g'sogt selles gehert die mounties ge-teported und wie ich selles g'sogt hon da hot mir doch die Katoka Kät ein vun die alte rusters uf meinen Riecke geschmisse wo in Ehre alt worde is ober selles hot zu die Katoka Kät nix net ausg'mocht und kein respect net hot sie fier meine Person net g'hat ober sie hot den ruster uf mich zugeschmiesse wo mein Herz mehr geschmerzt hot wie mein rheumatistischer Riecke und die Klobunger Lies und viele anre Weibsleit hon mich mit ihre Sproch beladigt indem daß sie mich verschimpft hon und mich ungerechte Nome geheiße hon wo eine arg große Schand fier mich gewest is indem daß alle Leit vum ganze bazaar uf mich g'schaut hon.

Liebe Leit in der russieschen Armee wo ich Unneroffizier gewest bin hon ich gut gelernt wie daß der Mensch sich defende tut ober mir hon nur gelernt wie daß man sich gegen den Feind und gegen die Mannsleit defende tut indem daß die Armee nix net mit die Weibsleit zu schoffe hot ober manchmol hot die Armee doch mit Weibsleit zu schoffe indem daß ich seller mol die Pauline wo jetz mein Weib is gemiet hon und ich hon sie glieklich gemocht wo ober net zu meine heitige story zug'here tut ich muß verzählewie daß mir in der russische Armee net g'lernt hon wie daß man sich gegen die Weibsleit defende soll wo ober ein Mensch ein Unneroffizier gewest is da ieberdenkt sich der Mensch alles arg schnell und ich hon mir auch die Sach schnell ieberdenkt und ich hon den ruster gepackt und hon ihn uf die Katoka Kät geworfe wo den ruster an den Kodf geschloge bekumme hot ober ich hon sie net ausgeknockt wo mein mistake gewest is indem daß die Kät und alle ihre Freindiene ieber mich herfolle sein und wie ich mich defended hon da sein alle Leit von der hall in die Kuchl kumme fier um zu schaun was der viele noise bedeite tut und warum was die Weibsleit so arg kreische und mit die Leit is auch mein Weib die Pauline kumme und gleich hinner sie is unser Poter gewest und noch zwei anre Päter wo net zu uns zugehere ober zu die Nachborgemand wo mir eine arg große Schand gewest is und ich hon keine Zeit net eimol g'hat die Päter mit kadolischen Gruß zu begrießt indem daß ich mich gegen die Ladies aid sog.niemols net hallo ieber einen Poter ober ich tu sie kadolisch grieße ober sollen Obend hon ich sie net begrießt indem daß ich mich gegen die ledies aid Weiber defended hon und die Pauline hot mich aus der Kuchl h'nausgezoge und hot mir die orders gebe ham zu gehn und schnell.

Liebe Leit selles wor eine Schand und ich hon bei die Pater einen schlechten Nome kriegt ober der Katoka Kät ihrer wo ein arg g'rechter Mann is so wie ich der hot mir uf'n anren Tag verzählt wie daß die Weibsleit meine springchieckens mit die alte rusters exchanged hon vonwege die story wo ich im Mariabot g'schriebe hon woraus ihr alle seht wie daß ein kadolischer Schriefststeller wo fier die Wohrheit und fier die Gerechtigkeit is arg suffern muß indem daß man ein guden Kopf hon muß fier uf das Schrabe und nachher tun die Leit einen die rusters an den Kopf schloge wo man lerne soll wie das Ungedank der Welt Lohn is und selles hon mir daham in der Schul gelernt ober heitzutog gebe die Leit nix mehr drum was welle hohe Unneroffizierschul der Mensch fier uf sein training und fier uf seine Bildung gehat hot ober wenn's die Leit so paßt dann schloge sie einem die rusters an die Kepf.

Liebe Leit selles is eine arg traurige Geschicht und was meine Pauline daham ieber mich g'sogt hot selles tu ich net vermelde indem daß es net gut fier mein honor waer ober die Leit solln mich respecte indem daß ich ein chriestlicher Mann bin wo seine Erfohrung hot und die experience mit die rusters is mir eine Schand.

Liebe Leit ich muß jetz mein Schrabe schließe indem daß ich noch zum Poter h'nieber muß vonwege das explaine von die Ungerechtigkeit wo mich g'troffe- hot aus was weller Ursach ich eich alle grieß

von eirem treien Schusterseppel
kadolischer Schriefststeller
wo fier die Gerechtigkeit is.

O traute Heimat!

Von Josefa Mose.

Ein schneeverheißender, dämmergrauer Wintertag, an dem es nicht tagen will: der dreiundzwanzigste Dezember. Durch die allmählich ansteigende Hügelkette des Steigerwaldes windet sich endlos und schwerfällig ein Güterzug, dem zwei oder drei uralte, klapperige Personenwagen angehängt sind, vollgestopft von Leuten, die ihr Geschäft oder Beruf oder die steigende Not des zweiten Revolutionswinters zwingt, in diesen traurig verwahrlosten Wagen zu reisen.

Müdes, verdrossenes Schweigen liegt wie lähmend über all diesen Menschen, die der harte Hammer von fünf Hunger und Elendsjahren stumpf und gleichgültig gehämmet hat. Jeder trägt schwer an der eigenen Last: ärmliche Hamsterer, die sich ein paar Kartoffeln und Äpfel zusammengebettelt haben für die Feiertage. Hausierer, Marktfrauen, ein alter Orgeldreher, ein feldgrauer Sol! dat in zerschlissener Uniform; ein paar Arbeiter, hinter denen sich die Tore stillgelegter Fabriken geschlossen haben, und die nun irgendwo anderes Brot und Unterkunft suchen müssen.

Auf der letzten Station ist ein gutgekleideter Forstbeamter mit einem kleinem Mädchen eingestiegen, nach dem die Köpfe sich lauschend vorstrecken, und an dem jetzt wie verzaubert alle Blicke hängen. Es ist, als ob dies Kind mit seinem jauchzenden Stimmlein, den sonnengoldhellen Haaren und strahlenden Blauaugen den Bann des Schweigens gebrochen hätte, der bleiern wie der Himmel über der schauernden Erde unter der niederen Wagendecke hing.

Im Körbchen dicht neben sich hält die Kleine einen Dackel, dessen lange schwarze Schnauze und pfiffige Äuglein neugierig zwischen Deckel und Korbrand herausspähen, mit dem sie sich in kindlich drolliger Weise unterhält, mit ihm schwatzt und lacht, daß jeder wie etwas Sebstverständliches begreift: Kinder und junge Dackel gehören zusammen wie gute Kmeraden. Sie verstehen einander, als sprächen sie hen einander als sprächen sie beide die gleiche Sprache: das Glück der Kinderstube.

„Gelt, das ist dumm, das Stillsitzen? Der Mausel gefällt's auch kein bißl! Aber schau, Dacki, wir fahren doch jetzt heim nach Seehaus. O da ist's fein! Und der Dacki wird Augen machen, wenn er das Forsthaus sieht mit dem Hirschgeweih über der Tür. Und Teut und Tello, Väterchens große braune Jagdhunde! Aber der Dacki gehört doch der Mausel ganz allein. Die darf ihn füttern und bürsten und ihm einen Klaps geben, wenn er unartig ist. Aber er wird doch nicht? Bei Großpapa war er doch immer so schön brav all die Zeit her. Drei ganze Wochen lang — bis gestern der Papa gekommen ist, um Dacki und Mausel heimzuholen. Denn zu Haus ist doch ein Brüderle angekommen, denk nur Dacki! Ein ganz winzig wuschbern Kleines, das laut schreien und mit den Händchen zappeln kann. Aus dem Wolfsee dahinten im Walde hat die alte Frau Satzinger es herausgefischt. Da, wo im Sommer die gelben Teichrosen blühen. Oo Dacki, wenn's doch erst wieder Sommer wär!"

Und mit einem Male scheint die Sonne. Der Wald duftet und rauscht. Gelbe Teichrosen blühen auf dem stillen Wolfsee . . . Der ganze Wagen hält den Atem an und lauscht auf das kindliche Geplauder, und alles Licht scheint von dem goldblonden Kinde auszugehen, das in verschwenderischer Gebeseligkeit alle teilnehmen läßt an seiner Freude: am lustigen Dackel, am krähenden Brüderchen, am lieben Christkindlein, das morgen kommt und tausend Lichter auf die grüne Weihnachtstanne steckt. Das jubelnde Stimmchen hat etwas hinreißend Fröhliches, wie Silberglöckchen oder ein plätscherndes Quellchen, das im Sonnenlicht glitzert. Und so groß ist die Mache süßer, reiner Kinderseligkeit, daß all die großen ernsthaften Leute ringsumher ihre Sorgen, ihren Kummer. die Last ihres armseligen Lebens für Augenblicke vergessen.

Der Vater hat anfangs dem Geplauder der Kleinen wehren wollen, hat sie immer wieder zur Ruhe, zum Stillsitzen ermahnt, doch umsonst. So viel Glück und Seligkeit läßt sich ja gar nicht totschweigen! Da läßt er sie nachsichtig lächelnd gewähren, vertieft sich in seine Zeitung.

An einer Station, wo der Zug endlos hält, steigt er aus. Er sah einen Bekannten drüben am Ba steig, den er sprechen will, ver-

The Ideal Christmas Gift. . . .

12 Months of Merry Christmas

An "Our Family" Gift Subscription

A Gift That Brings Year-Round Pleasure

Why not give subscriptions to OUR FAMILY to your good friends this Christmas? From now until next Christmas it will be a source of fine reading pleasure, and a constant reminder that it is your Christmas gift.

Let's make it the happiest Christmas your friends ever had! They'll enjoy every issue of OUR FAMILY, its fiction, its editorials, its articles. An economical gift — yet its worth to the recipient cannot be measured by the cost.

It is not too early to send your gift order now. We shall see that it does not arrive until just before Christmas.

Under separate cover we shall send an attractive card announcing your gift.

SPECIAL CHRISTMAS RATES

3 or more gift subscripions — each 1.50

2 gift subscriptions — each 1.75

1 subscription — 2.00

Your own may be included at the above low gift rate.

Thi special offer good only until December 20, 1950.

Subscription Order Form

The Marian Press
Box 249
Battleford, Sask.

(Make remittances payable by money order to: **The Marian Press**
Battleford, Sask.)

Enclosed find $.............., for which send OUR FAMILY for one year to each of the following:

Name ....

Address ....

....

Name ....

Address ....

....

Name ....

Address ....

....

SENT BY:

My Name ....

Address ....

Catholic Christmas C

Order Your Christmas Cards Early



BOX No. 5014

12 Christmas cards in gift box. Beautiful colored choice sentiments conveying the right message for each particular friend.

12 cards 60c

24 cards $1.00



BOX ASSORT

18 Beautiful C

This new Box assortment of Reli of the finest cards we have ever offe Jesus of Prague," "Lady of Fatima Family." A number of old masterpi designs. All in beautiful colours.

The carefully worded sentiment your friends.

Cards of Distinction



IENT No. 5015

ards for $1.00

gious Christmas Cards contains some
ed. All new designs, such as "Infant
" "Madonna and Child," "The Holy
ces are included. Also other famous

s contain the right message to send

Catholic Art Calendars



Twelve brand-new, exclusive, beautiful holy pictures — one for each month — IN GORGEOUS COLORS. A month to a page, the CATHOLIC ART CALENDAR for 1951 gives complete information on holy days, feast days, days of fast and abstinence, and a wealth of liturgical information for the Catholic layman.

PRICE —

English .... 40c each.

French or Polish 50c each

Use This Convenient Order Form

Marian Press,
Battleford, Sask.

Enclosed please find $.............., for which please send me the following:

......................Box 5014

......................Box 5015

......................Art Calendar(s)

Send to ....

Address ....

....

Make remittances payable by money order to: **Marian Press, Battleford, Sask.**

Solve Your Christmas Gift Problem....

Your aunts and uncles and cousins by the dozens will like these! Here are books not to be read once and then merely to be a decoration for your library shelf — but books to be enjoyed. Books for fun and profit — for your favorite pastime — for enjoyable self-improvement.

Make your selections today to assure receiving them in plenty of time.

Select one or more of the following Catholic books

1. Our Lady in the Modern World — Cloth $3.00; Paper 1.50
2. Tips for Fun (Catholic Recreation book) 1.00
3. Hi Gang! — Cloth 1.50; Paper .75
4. My Mother — Cloth 3.00; Paper 1.50
5. Christmas (Meditation) .25
6. Annunciation — Visitation .25
7. Meditations on the Prayers of the Mass 3.00
8. Some Notes on the Guidance of Parents 2.50
9. Letters to a Nun 3.00
10. Our Lady of Fatima .25
11. Our Part in the Mystical Body 1.50
12. The Glorious Ten Commandments 1.25
13. Creed — Confiteor .25
14. People You'll Like to Meet — Cloth 1.50; Paper .75
15. Thinking With God 1.50
16. These Tales Are True 1.50
17. Catholics Meet the "Mike" 1.00
18. Clouds Cover the Campus .50
19. Murder in the Sacristy .50
20. Mother's Manual .50

Use This Convenient Order Form

Enclosed find $.............. . Please send me the books whose numbers I have encircled below:

1 2 3 4 5 6 7

8 9 10 11 12 13 14

15 16 17 18 19 20

Name ....

Address ....

....

Make remittances payable by money order to: **The Marian Press, Battleford, Sask.**

spricht der Mausel, eine Tasse heißen Kaffee mitzubringen, schärft ihr ein, ganz still und brav sitzen zu bleiben. Schnellen Schrittes überquert er die Gleise, spricht mit dem Fremden, verschwindet mit ihm im Stationsgebäude. „Nun kriegt Dacki auch was", tröstet die Kleine, sperrt das Körbchen auf, um ihm aus der sorglich mitgenommenen Flasche seine Vespermilch zu geben. Doch Dacki in angeborenem Freiheitsdrang versteht die Sache falsch — und ist eins, zwei, drei heraus aus seinem engen Gefängnis — und, da just jemand die Wagentüre öffnet, mit einem mächtigen Sprunge draußen!

Die Mausel ohne Besinnen und ohne daß nur jemand die Hand nach ihr ausstrecken kann, ihm nach, nur Aug und Ohr für den entsprungenen Liebling. Beide, Kind, und Hund, spielen jauchzend und bellend zwischen den blanken Schienen, daß die Zuschauer im Wagen hell auflachen über die drolligen Kapriolen der zwei Spielkameraden — keiner hat acht auf das dumpfe Dröhnen und Schüttern, das zwischen Wald und Hügel unsichtbar, heimtückisch näher und näher kommt, schneller als Worte es schildern, Gedanken es ausdenken können.

Da — ein markerschütternder Schrei: das Kind hat gesehen, hat begriffen, steht wie gelähmt vor Entsetzen, starrt hilflos dem heranrasenden Zuge entgegen.

Denen im Wagen gefriert das Lachen auf der Lippe, das Blut im Leibe —

Da fährt der Feldgraue der bisher teilnahmslos im Winkel saß, auf ist mit einem Tigersprung draußen, packt das Kind, das wie eine Bildsäule mitten auf dem freien Geleise steht, stürzt drei Schritte weiter und reißt auch den Dackel in letzter Sekunde von dem gefährdeten Geleise zurück.

Eines Augenblickes Dauer, ein Herzschlag nur — dann saust der Schnellzug heran und donnert vorüber.

Wie ein Aufatmen geht's durch den Wagen, das sich in befreitem Lachen löst, als der Feldgraue, das Kind im Arm, den zappelnden Dackel, wie er ihn just erwischte, mit stahlharter Faust am Schwanze gepackt, zurückkommt, einsteigt, die Tür hinter sich zuschlägt und sich seiner doppelten Last entledigt. Halbverlegen lachend, als wäre nichts geschehen, beugt er sich über das Kind, dessen schreckverstummtes Entsetzen sich jetzt in kläglichem Weinen Luft macht, streicht ihm das wirre Blondhaar aus dem Gesicht und tröstet: „Ha, du Kleine, so wein' doch net! Sei doch still, Kindel! Is ja nix passiert! Schau, der Dacki is ja fuchsmunter. Watr' nur, du kleines Biest!" Un er packt den Schwarzen und steckt ihn wieder ins Körbchen. „So!"

Da wird die Wagentür aufgerissen, der Vater, der die Szene wohl vom Hause aus mitangesehen, stürzt herein, nimmt sein Kind auf den Arm, streichelt trö-

---

Friede

Es war ein langer, irrer Weg . . .
Nunist er jäh zu End' gegangen.
Nun steht ein schmaler Totensarg
wo einst des Lebens Geigen sangen.
Und eine kleine Kerze zuckt,
Durchs leere Haus geht banges Klagen.
Tiefrote Rosen duften süß
auf einem armen Sterbeschragen.
Noch röter war der junge Mund,
noch süßer wohl sein helles Lachen.
Nun ist er stumm, ach Gott, so stumm
als wollt' er nie — — nie mehr erwachen.
Die langen Wimpern sind gesenkt
als wollt' der Blick sich nie mehr heben
zu Stern und Wolke, Berg und Baum
zum heißen, lauten, jungen Leben.
Es deckt ein zarter Schleier zu
des Haares weiches, gold'nes Flimmern . . .
Und morgen fällt die Scholle drauf
bei einer Glocke dumpfen Wimmern.
Und nur ein schmaler Hügel bleibt
nach Glück und Trotz und irren Stunden.
Ein Wörtlein überm Kreuze schreibt,
daß ein Verirrtes — — — heimgefunden.

M. Werner.



Danklied der hl. Cäcilia

stet, weiß nicht ob er schelten oder liebkosen noch wie er dem Retter danken soll. Doch der wehrt jeden Dank kurz ab, sagt nur schlicht:

Der Kleinen is ja nix passiert, sie is nur erschrocken. Aber um das Hundl wär's schad gewesen. Ich hab auch ein Schwesterle gehabt, die war schier narrisch mit ihrem Hundl, da hat mir's leid getan um das hübsche Viecherl und das Kind. Is kein Grund zum Danken, Herr."

Und versank in seine vorige Stummheit.

Das Kind, noch immer leise vor sich hinschluchzend, schmiegte sich an den Vater, die Augen, diese jetzt tränenverdunkelten Blauaugen, unverwandt auf den Retter ihres kleinen Kameraden gerichtet. Es war etwas Großes, das fühlte sie wohl, etwas, das man nie vergessen kann. Huh, wie der Zug herangebrüllt kam und fauchte und zischte wie ein Ungeheuer, als wollte er sie verschlingen!

Sie schauerte zusammen, ihre Lider wurden schwer vom Weinen. Nur noch ein letztes Wundern flackerte auf, schlaftrunken hob sie das Köpfchen: „Du, Väterchen, warum ist der gute Soldat doch so arg traurig? Muß er wieder in den Krieg?"

„Nein, der Krieg ist zu Ende, Kind", erwiderte leise der Vater und setzte in Gedanken hinzu: „Aber mancher trägt wohl schwerer an dieser Zeit als am Kriege!"

Die Kleine hätte gern den Feldgrauen selber gefragt, aber dessen Blick war so abwesend, seine ganze Art so in sich gekehrt, so scheu verschlossen, daß das Kind es unwillkürlich fühlte und sich nicht getraute, dem fremden Mann, dem sie auf Geheiß des Vaters dankend das Händchen gegeben, noch ein weiteres Wort zu sagen. Und jetzt fielen ihr wirklich die traummüden Lider zu; wie ein frierendes Vögelchen,

in Vaters Arm geduckt, schlief sie ein.

Auch der Forstbeamte, der den ganzen Inhalt seiner Zigarrentasche in die Hand des fremden Soldaten geleert und ihm mit Mühe einen Zwanzigmarkschein aufgedrängt hatte, fand keinen weiteren Anknüpfungspunkt. Zu deutlich merkte man's: dieser Mann wollte allein sein, und zudringlich wär's gewesen, seine Verschlossenheit nicht zu achten.

Er schaute ihn genauer an. Traurig hatte das Kind gesagt. Nein, das sagte wohl nicht genug. In dem noch jungen leiddurchfurchten Gesicht stand mehr als die Runen, die der Krieg hineingezeichnet hatte. Eine Art stumpfer Mutlosigkeit, als hätte der Mann vom Leben nicht viel mehr zu hoffen. Wohl auch einer, der sich in der Heimat nicht mehr zurechtfindet! dachte der Forstmeister und wußte selbst nicht, wie ihm der Gedanke kam. Sein Blick schweifte zu dem verdrossen dasitzenden Arbeitern, die als Erwerbslose in ihre Heimat abgeschoben wurden. Er hatte das dumpfe Murren, was nun werden solle, wenn der Staat nicht mehr helfen will, wohl verstanden. Aber waren sie nicht selber schuld? Hatten sie es nicht so gewollt — sie oder ihre Genossen? Trieben und hetzten sie nicht durch ihre unseligen Streiks das Volk immer weiter ins Elend hinein?

Er dachte an die andern, die vielen, die in Haß und Verblendung ihre Heimat verrieten. Die sich nicht genug tun konnten, das Vaterland mit Schmutz und Verleumdung zu bewerfen, daß es tief und tiefer in der Achtung der fremden Völker sank.

An die Gewissenlosen, die Güter und Waren, die für das notleidende Volk Nahrung und Kleidung bedeuten, in ihrer rasenden Gier nach Gewinn ins Ausland verschieben, und alles zehnfach, zwanzigfach verteuert wieder hereinzubringen. An Standesgenossen, Bekannte, die sich Deutsche nannten, und in fremden Papieren auf den sinkenden Wert der Mark spekulierten; die täglich Tausende am Niedergang des eigenen Vaterlandes gewannen.

Und ein Ekel überkam ihn. Ein Grauen vor den eigenen Stammes- und Volksgenossen, dessen er sich mit aller Willenskraft erwehrte. Nur jetzt nicht den Mut verlieren! Durchhalten, koste es, was es wolle! Nur feststehen, daß die rollenden Räder nicht auch ihn selber noch mit hinabrissen. Um der Zukunft des Vaterlandes, um des jungen Geschlechtes willen!

Er dachte an den Sohn, der ihm vor wennig Tagen geboren war, den Stammhalter, in dem das alte kernige deutsche Geschlecht fortleben sollte. Und sein Wille zum Durchhalten erstarkte im Gedanken an seinen Sohn, wurde eisern und gebar den heißen Wunsch, retten, helfen können. Die verlorenen Söhne der Heimat wiederzugewinnen. Nur einen wenigstens, um den es sich lohnte!

Sein Blick kehrte zu dem Feldgrauen zurück, fragte, forschte: Bist du der eine um den es sich lohnt? Aufmerksam, prüfend musterte er den Mann. Wo kam dieser Fremde her? Das war keiner von der jungen Reichswehr in ihrer neuen und sauberen Uniform. War einer noch von der alten Armee, mit den Abzeichen des stolzen siegreichen Heeres von einst. Doch in seiner verschlissenen Uniform sah er heruntergekommen, verelendet aus. Wie ein Sträfling? Oder ein Gefangener, der jetzt erst wiederkehrt? Ein etwas, von dem er sich nicht Rechenschaft gab, zwang seine Blicke und Gedanken immer wieder zu dem Fremdling zurück.

Da hielt der Zug. Leute stiegen aus und ein. Eine noch junge Bauersfrau, die den freigewordenen Platz ihm gegenüber einnahm, grüßte ehrerbietig. Er stutzte, dann sagt er schnell und freundlich:

„Ach Sie sind's, Frau Reinsfelder? Fast hätte ich Sie nicht erkannt. . . Ja, haben Sie denn Trauernd?"

Die Bäuerin nickte: „Ja und nein, Herr Forstmeister. Mein Mann ist doch schon seit zwei Jahren vermißt. Jetzt wollen seine Leut' ihn für tot erklären lassen, aber ich leid's nimmer und sollt ich noch ein ganzes Jahr lang warten. Der Herr Pfarrer sagt auch, er könnt immer noch heimkommen. Es dauert oft lang, bis einer, der weiß Gott wo dahinten in der Türkei ist, Nachricht schicken kann bei den unruhigen Zeiten, meinen's net auch, Herr Forstmeister?"

„Aber sicher", nickte dieser — und auf einmal war das ganze Abteil lebendig und für den Fall eingenommen. Viele waren ausgestiegen; es wurde kälter, und die Reisenden, als hätte das gemeinsame Erleben sie nähergebracht, rückten dichter zusammen. Und jede und jeder wußte etwas von Vermißten und Todgeglaubten zu erzählen. Ein Mädel mit dunkelglänzenden Augen und lebhaftem Mienenspiel überwand ihre Schüchternheit und fragte:

„Ich weiß auch von einem. Mein Großvater, der anno Siebzig mitgemacht, hat uns oft da-

von erzählt, wenn wir winterabends um den Tisch gesessen sind. Von einem Bauern in seiner Heimat, der nimmer vom Krieg heimkommen is und vermißt war und für tot erklärt. Da hat die Frau, weil der Hof groß war, und ihre Kinder noch klein, und weil ihre Leut' sie hart bedrängt haben, einen anderen geheiratet und hat mit ihm gelebt jahrelang und Kinder gehabt. Aber gern hat sie's net getan und hat auch den ersten Mann gar nie vergessen können. Da is einmal mitten im Winter, wie der Bauer draußen im Wald gewesen is, ein reisender Handwerksbursch kommen und hat um einen Teller Suppe und ein Stückel Brot gebeten. Die Bäuerin hat's auch geben, und er ist ihr so seltsam bekannt vorgekommen, als hätt' sie ihn früher schon einmal gesehen. Darauf hat er gesagt: O mei', Bäuerin, is halt weit und breit kein Wirtshaus, könnt ich net bei Euch im Stall nächtigen? Es wird schon dunkel, und der Weg ins Städtel is weit.

Da hat sie ihm ein Lager im Heustall angewiesen. Andern Tages in der Frühe is er wiederkommen, hat aber gesagt: Gott vergelt's Euch, Bäuerin! Aber sagt, habt denn Ihr den Schimmel nicht mehr, der so wild war, daß keiner ihn hat bändigen können? — Da hat sie ganz gestaunt, denn der Schimmel, mit dem ihr Mann selig immer gepflügt hat, war schon lang nimmer da. Aber sie meinte, es hätt ihm einer im Dorf davon erzählt, und hat sich weiter nichts dabei gedacht. Da sagt' der Fremdling und war so traurig, daß es der Frau ganz ins Herz schnitt: Sagt, Bäuerin, habt Ihr kein Rasierzeug? Ich möcht' jetzt weiter in die Stadt, aber ich schau so wild aus mit dem großen Bart, ich tät mich zuvor fei' gern noch rasieren.

Und sie gibt ihm das Rasierzeug von ihrem Mann selig, 's war, als hätt's so sein müssen. Der Bauer aber war net daheim. Nach einer Weil, da tut sich die Tür auf, und herein kommt einer — und die Bäuerin tut einen lauten Schrei und steht, als wär' sie von Stein. Auf einmal aber fällt sie ihm um den Hals und lacht und weint in einem Atem. Und war kein anderer als ihr Mann selig, der erste, der neun Jahre lang krank und in Gefangenschaft gewesen ist, weil er sein Gedächtnis verloren und net mehr gewußt hat, wohin daß er gehört. Und endlich eines Tags is er zu sich kommen und hat heimgefunden und unterwegs schon gehört, daß seine Frau einen andern genommen hat.

Und über dem Erzählen und Reden geht wieder die Tür, und herein kommt der Bauer, der schon lang im Flur gestanden is und alles mitangehört hat. Grüß Gott beisammen! sagt er in aller Ruhe. Und brauchst fei' net zu derschrecken, Kuni; ich seh wohl, wie's um dich steht, und daß ihr zwei zusammen gehört. Warst mir ein braves Weib all die Jahre her, aber der dort is doch der richtige, und darum geh ich; geh' heim zu meine Leut', die können mich gut brauchen. Und die Kinder laß ich dir, die gehören auf den Hof, und ich weiß, sie werden's allweil gut haben bei dir. Und nun b'hüt Gott beisammen!"

Atemlos hatten alle zugehört, wie das junge Ding in seiner schlicht natürlichen Art so lebndig erzählte. Die Frau des Vermißten schöpfte tief Luft: „Sei schön bedankt, mei' lieb's Maidla, daß du das erzählt hast! Das tut einem fei' gut, daß so etwas schon mal geben hat — aber ob's heut auch noch passieren könnt'?"

Da mit einem Mal kam aus der Ecke, wo der Feldgraue saß, ein brunnentiefer Seufzer. Er hatte sich aufgerichtet und wie mit einem Ruck seine Verschlossenheit abgetan und sagte heiser — und man merkte, wie hart ihn das Reden ankam:

Ei wohl kann's des heute noch geben, Frau! Daß Ihr's wißt: Seit fünf Jahren bin ich in Ge-

Allerseelen

Von E. L. v. Brandt

Brennen auf den Gräbern viele Kerzen
Rein und hehr.
Sind nicht Lichter mehr,
Sind wie Himmelsbräute, weiße Nonnen.
Stehn die Menschen an den Gräbern stumm, versonnen,
Denken alten Leids und neuer Schmerzen:
Haben alle Seelen Frieden nun erreicht?
Bebt ein Flämmchen auf vergeßnem Grabe?
Weint darinnen noch ein Herz vielleicht?
Geht der Priester segnend zu den Hügeln,
Rauscht es fernher wie von unsichtbaren Flügeln.
Kniet die Schar und betet leise:
Licht und Ruhe gib den armen Seelen!
Jede trug ein Kreuz auf ihre Weise. —
Auf dem Friedhof tönen letzte Schritte,
Und die Kerzen sanft verschwelen.
Tod ist rätselvollste aller Fragen,
Aller Einsamkeiten tiefste ist der Tod,
Eisesnacht und dunkles Grauen,
Und — Befreiung von der Erdennot.
Tod ist ewiger Seligkeiten Bronnen:
Aus der Dämmerung zum Quell der Sonnen
Jauchzend naht die Seele, dort wo Himmel blauen,
Gottes Angesicht zu schauen.

---

fangenschaft auf einer australischen Insel gewesen und hab in all der Zeit nie nichts von der Heimat gehört und meine Leut' nichts von mir. Wohl an die hundert Brief' hab ich geschrieben, und ist keiner angekommen, und keinen hab' ich jemalen von daheim kriegt. Unser siebenundzwanzig waren wir und alle wie lebendig tot. Bin ja auch seit vier Jahren schon für tot erklärt! Hab ein Schwesterle gehabt, so klein und fein wie das Maidla dort, und hat sterben müssen und war meiner Mutter ihr letztes. Da ist auch die Mutter vor Gram und Kummer um uns beide dem Kindl nachgestorben. Und ich bin heimkommen und hab in Hamburg einen getroffen, der war mein Landsmann und hat mir alles erzählt. Und daß ich jetzt keinen mehr hab und keine Heimat und kein Zuhause mehr. . . Aber Ihr, Frau, dürft schon noch Hoffnung haben. Was sind zwei Jahr in der Türkei gegen fünf auf der einsamen Insel, wo wir siebenundzwanzig Leut saßen zwischen Himmel und Wasser allein, tausend Meilen weit von der Heimat und nie nichts gehört . . ."

Jäh brach er ab, als wäre schon zuviel gesprochen. Und seufzte tief und lehnte sich in seine Ecke zurück.

Tiefes Schweigen im dämmernden Abteil. Jeder ehrte seinen Schmerz und sein Schweigen, und jedes Herz fühlte ergriffen das furchtbar lastende Schicksal dieses Armen, der in die Heimat wiederkehrte nach fünf Jahren aus der Insel des Schweigens und des Todes und keine Heimat mehr hatte.

Die Kleine war aufgewacht und hatte mit heißen Bäckchen zugehört. Sie begriff, daß der arme Soldat, der jetzt auf einmal reden konnte, einen großen Kummer hatte, den schwersten, den es gibt, weil seine Mutter und sein kleines Schwesterle tot waren. Sie drückte das Köpfchen fester an ihres Vaters Schulter und flüsterte ihm zu: „O der arme, arme Soldat! O, Väterchen, hör' doch, nimm ihn mit und laß ihn bei Mamma sein. Die hilft ihm gewiß!"

„Ja Mausel — aber was soll die Mamma mit ihm machen?"

„Ihn trösten! O, tu's doch, Väterchen, bitte, bitte!" bohrte das feine Stimmchen. „Mamma kann ihm helfen, ganz gewiß! Sie hilft allen!"

Seines Kindes Stimme und seines Kindes flehende Blicke baten so dringend, er konnte nicht widerstehen. Unter einem Vorwande wechselte er den Platz, fragte den Feldgrauen halblaut: „Wohin gehen Sie jetzt?"

Ich hab noch Verwandschaft in Geißelwind,, da hinten im Steigerwald. Dorthin will ich."

Der Forstmeister horchte auf. In Geißelwind kannte er jedes Haus. „Wie heißen Ihre Leut?"

„Meinert. Er war mein Mutterbruder und mein Pate und hat's allweil gut mit mir gemeint. Und hat in einen Bauernhof nach Geißelwind geheiratet. Nachher wird auch wohl ein Plä-

tzel für mich dorten zu finden sein, für's erste wenigstens." Sein düsteres Gesicht hellte sich auf, wie er an diesen letzten Unterschlupf dachte.

„So — so —", machte der Forstmeister gedehnt, und seine Augen begegneten denen der Frau im Trauerkleide, die auch aus der Gegend von Geißelwind stammte. Und ihr wissender Blick verriet, daß sie dasselbe dachte wie er.

Dem, wenn er helfen könnt'! Aber der Mann dort sah nicht aus, als ließe er sich gern von fremden Leuten helfen. Und aufdrängen wollte er sich nicht.

Lange schwieg er und erwog alles in seinen Gedanken.

„Sind Sie Landwirt?" fragte er endlich. „Oder was haben Sie gelernt?"

„Ich? Auf der Sägmühl' hab ich gearbeitet. Aber unsereins, wo bei der Handelsmarine gewesen ist und erst recht da draußen in der Gefangenschaft, wo keiner einen fragt: Was für ein Handwerk hast du gelernt, Bruder? versteht sich auf alles — heißt das von jedem ein Stückel."

Den Forstmeister zupfte jemand am Ärmel. „Väterchen!" drängte das Kind mit Wort und Blick, wie nur ein Kinderseelchen betteln kann. Da sagte er rasch — denn schon näherte sich der Zug seiner Station:

„Wenn es Ihnen in Geißelwind bei Ihren Leuten nicht gefallen sollte, sprechen Sie bitte in Seehaus vor, das liegt nnicht weit, im Forsthause. Vielleicht fände sich dort etwas für Sie. Oder möchten Sie lieber in die Stadt?"

„In die Stadt? Na na!" Mit beiden Händen wehrte der Feldgraue. „Wo unsereins, was auf dem Lande groß geworden, ganz verloren is zwischen den Steinmauern und unter den vielen tausind Menschen. Na Herr um alles net! Ich hab's in Hamburg mitangesehen, wie sie sich vor dem Arbeitsamt drängten, schier eine Kette von ausgehungerten Menschen, wo keins dem andern was gönnt und man meint, sie schlügen sich tot um das bißl Arbeit und Brot. Hab einen guten Freund droben, der hat mir zugeredet: „Geh bleib halt da! Komm zu uns ins Geschäft, haufenweis Geld kannst verdienen." Aber ich hab net gemocht. Schaun's, Herr, es is halt doch net die Heimat! Schier eine fremde Sprach' reden's da herobem im Norden. Über ein Jahr bin ich zur See gefahren und fünf Jahr in Gefangenschaft und hab fast geweint, wie ich in Würzburg das erste bayerische Wörtl gehört hab, und hab gemeint, das Herz im Leibe zerreißt mir's".

Er sprach auch jetzt wie vorhin, stockend wie einer der seine Muttersprache verlernt hat und unbeholfen nach Worten sucht, und doch rührte, was er sagte, dem Zuhörer das Herz. Und die Heimatliebe dieses Heimatlosen ergriff ihn tief.

Da hielt der Zug. Der Forstmeister raffte seine Sachen zusammen, griff an seinen Hut: „Also nochmals: Wenn Sie in Geißelwind nichts Passendes finden sollten, kommenn Sie zu mir nach Seehaus. Mausel, gib dem guten Mann die Hand!" Er sprang hinaus, hob das Kind auf seinen Arm und trug es samt dem Hundekörbchen über die Schienen.

und weiter glitt der Zug in den dunkelnden Abend hinein.

Und aus Morgen und Abend wurde ein neuer Tag. Der kürzeste, der dunkelste, den uns das Jahr bringt — und der gesegnetste.

Ein Mann ging müden Schrittes die Straße entlang, die aus den entlegenen Weilern des Steigerwaldes durch das Dorf Seehaus nach dem Bezirksstädchen führt.

Abseits von der Fahrstraße, im Schloßhof hinter dem hohen runden Torbogen, steht das Forsthaus mit dem mächtigen Hirschgeweih über der Tür. Es schneite. Kinderstimmen hallten durch den wehenden Schnee. Doch der einsame Wanderer achtete es nicht. Um ihn breitete sich die trostlose Einförmigkeit seiner australischen Insel. Er schritt mit lechzender, heimwehkranker Seele durch die schattenlosen graugrünen Akazien und Eukalyptuswälder mit ihren aufrechtstehenden, steifen und harten Blättern, die so stumm und tot sind, wie erstarrt im Schweigen, und nichts gemein haben mit den frühlingsgrünen, düstereichen, rauschenden Wäldern der Heimat. Er fühlte dies brennende Heimweh, das ihn verzehrt hatte Jahr um Jahr, die herzklopfende Sehnsucht, wenn er sich die Heimkehr ausgemalt hatte.

Nun war es so weit. Nun trat sein Fuß die deutsche Erde. Auf Schritt und Tritt hörte er Heimatlaute. Aber was war ihm übrig geblieben von all seinen Träumen? Daheim, fünf Wegstunden von hier, die Gräber seiner Lieben. Und drüben in Geißelwind, an das seine letzte Sehnsucht sich geklammert hatte, der Onkel, ein kranker, gelähmter, vor der Zeit altgewordener Mann und ein böses zänkisches Weib, das dem ungeladenen Gast den Bissen Brot, das Nachtlager auf harter Ofenbank nicht gegönnt, ihn grob angefahren hatte: Er sollte sich nicht etwa einbilden, daß er die Feiertage über in ihrem Hause faullenzen dürfe. Für hergelaufene

Leut' gäb es bei ihr keinen Platz! Da war er gegangen. Mit den paar Mark in der Tasche, die der Kranke unter seinem Kopfpolster hervorgeholt und ihm heimlich zugesteckt hatte. Nun wollte er drunten im Städtel übernachten und dann in Gottesnamen nach Nürnberg zum Arbeitsamt. Vielleicht, daß sich doch wo in der Nähe ein Plätzel für ihn fände.

Oder gab es in der Heimat keines? Mußte er zurück nach dem Norden, wo die Leute so fremdes hartes Deutsch reden, wo keiner ihn kennt und keiner ihm „Grüß Gott!" sagt? Er dachte an die Frau in Trauer, die auf ihren Mann wartete und so freundlich mit ihm geredet, ihn aufgefordert hatte, zu besuchen; an den Forstmeister, der gesagt hatte, wenn's ihm in Geißelwind nicht gefiele, solle er sich bei ihm melden. Ach, der hatte wohl gewußt, wie es dort ausschaute. Was sollte der wohl jetzt von ihm denken? Das Blut stieg ihm in die Stirn, wie er daran dachte, wie jämmerlich seine Leut ihn im Stich gelassen — heut am heiligen Abend, wo der Ärmste ein Hemd und einen Unterschlupf hat.

Er schüttelte den Kopf. Nein, zu dem ging er nicht. Das säh ja aus, als wollte er eine Wohltat, weil er den kleinen Hund von dem Überfahrenwerden gerettet hatte. O nein Dank wollte er nicht. Almosen erst recht nicht . Das verbot ihm sein Stolz.

Er biß die Zähne zusammen und wanderte in Gottesnamen die große Sraße weiter. Er bog nicht in den Torweg ein, von dem sein Pate gesagt, daß ein Richtweg über den Schloßhof nach dem Städtle führe. Gesenkten Hauptes schritt er in den dämmernden heiligen Abend hinein — der einsamste auf der Welt, arm und einsam wie Joseph und Maria, von denen geschrieben steht, daß sie keine Herberge fanden.

Als er am letzten kleinen Beamten vorüberging, löste sich aus einer Gruppe schneeballender Kinder ein kleines Mädchen, lief mit wehendem Blondhaar auf ihn zu, rief ihn mit jauchzendem Stimmchen an:

„Du, fremder Soldat, so warte doch! Lauf nicht so schnell, ich kann ja nicht nach!"

Atemlos kam sie herbeigerannt, mit erhitztem Gesichtchen, ganz überpudert von Schnee und faßte schüchtern nach seiner Hand.

„Den ganzen Tag hab ich auf Dich gewartet, weil meine Mama gesagt hat, ich soll aufpassen. Da drüben im Kutscherhäuschen bin ich gesessen, hab auf die Straße geschaut, ob Du nicht kommst. Und ich hab den lieben Gott gebittet, daß er Dich schicken soll. Und jetzt gehen wir gleich noch Hause; Mama hat gesagt, Du sollst mitkommen!"

Sie zog den schwach Widerstrebenden an der Hand mit sich fort. „Weißt Du nicht", sagte sie wichtig, „daß meine Mama alle Menschen fröhlich macht? Die kann lachen, sag ich Dir! Gerade wie wenn Sonntags die Chorbuben mit der kleinen Glocke läuten. Komm' nur schnell, hörst Du." Und geheimnisvoll flüsternd fügte sie hinzu: „Denn jetzt kommt bald das Christkind."

Da ging der Heimatlose mit ihr. Und sie führte ihn hinein in die helle warme Stube wo eine blonde Frau im Lehnstuhl saß, das Neugeborene im Korbwagen neben sich, und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Das ist lieb, daß Sie gekommen sind! Ich möchte Ihnen doch auch noch danken."

Er wollte ablehnen, was brauchte er ihren Dank? Doch das feine stille Gesicht der blonden Frau lächelte ihm so freundlich zu und sah ihn an mit Augen, aus denen das große heilige Mutterglück leuchtete, daß er mit seinen groben Worten verstummte. Sie sagte, daß ihr Mann ihr alles erzählt hätte. Und daß sie ihm eine Kammer hätte herrichten lassen und hoffe, er möge sich wohl und heimisch fühlen, bis er selber ein anderes Unterkommen gefunden hätte. Da ward ihm ganz eigen ums Herz.

Und als der Forstmeister kam und ihm die Hand schüttelte wie einem einem alten Freunde und ihn fragte, ob er wohl dableiben möchte? Zunächst im Walde bei den Holzhackern, die jetzt ein schönes Stück Geld verdienen, und im Frühjahr als Gehilfe für den alten Schloßgärtner, der schon recht überständig würde — da konnte Johann Rückel nicht anders, er mußte Ja sagen und dem Herrn und der guten Frau die Hand drücken.

Und dann ging ein silbernes Glöcklein — die Tür tat sich auf, und mit einem Mal stand der Einsame, der Heimatlose unter dem strahlenden Christbaum. Und die Mausel, die ihn als eine Art Privateigentum zu betrachten schien, hatte ihn bei der Hand gefaßt und mahnte: „Nun mußt Du aber auch singen, fremder Soldat!"

Er schüttelte den Kopf. Singen? Das hatte er nie recht gekonnt und das Wenige auch wohl noch verlernt. Aber als sie das Weihnachtslied anstimmten, klang und sang es in ihm nach der einen Melodie, die sie da draußen auf ihrer Insel Tag für Tag gesungen hatten, um ihr fressendes Heimweh zu betäuben: „O traute Heimat . . . "

Ein unmoeglicher Handel

Es ist etwas Erquickendes um die Eindeutigkeit, mit der der Herr den fragenden Menschen Rede und Antwort steht. Da gibt es kein „einerseits, anderseits", womit vorsichtige Menschen, die es lieber mit keinem verderben möchten, gern Ball spielen. Da gibt es kein Drumherumreden und Vorsichtigausdrücken, — im Gegenteil, je unangenehmer den Menschen die Antwort eingehen muß, desto runder und unzweideutiger kommt sie heraus. Christus ist dafür, daß jeder klar sehe.

Das muß heute Petrus erfahren. Es ist nähmlich dem Gleichnisse des Evangeliums eine kleine Unterredung zwischen Petrus und dem Herrn vorausgegangen. Und das ging um dies.

Es war dem Petrus langsam aufgegangen, daß man sich das Reich Gottes etwas müsse kosten lassen, und daß dabei, wie man sagt, der natürliche Teil des Menschen die Zeche bezahlen müsse. Das wär so weit recht, wenn dieser natürliche Mensch sich damit zufrieden gäbe. Das tat er aber nicht. Im Gegenteil, er wehrt sich — ganz heftig. Wenn er aber sieht, daß das nichts helfen kann, so verlegt er sich aufs Handeln. Und so hat denn auch das Menschliche in Petrus so ein kleines Händelchen versucht. Petrus hat nämlich über das Verzeihen können und das Verzeihenmüssen nachgedacht. Nun war Petrus, was man auf gelehrt eine cholerische, das heißt zornmütige Natur nennt. Der Malchus hat ja später davon nachsagen können. Und nun ist das über ihn gekommen, daß der Mensch im Reiche Gottes Verzeihung üben muß. Mehr wie einmal, das ist ihm ohne weiteres klar. Oho, sagt da aber sein innerer Mensch und begehrt schon auf, ihm ist einmal schon zu viel. Aber das fühlt Petrus doch ganz genau, einmal ist auch hier keinmal. Zweimal, das ist auch noch eine lächerliche Zahl. Das muß viel mehr sein. Weiß nicht, ob das nun schnell gegangen ist oder mit Hängen und Würgen, jedenfalls hat er sich schließlich mit seinem Selbst auf siebenmal heraufgehandelt. Da streckt er die Waffen, weil er denckt, daß er sich damit wohl sehen lassen und beim Herrn einen Stein ins Brett kriegen könne.

Wir wollen nicht lächeln über den Petrus. Sieht man die Sache mit rein menschlichen Augen an, so ist sieben in diesem Falle eine stattliche Zahl. Wir wissen ja doch alle, wie schwer uns das Verzeihen wird, schon gar, wenn besondere Umstände dabei mitspielen. Und sicher gibt es manchen, der es noch nicht einmal auf diese Ziffer bringt.

So geht denn Petrus zum Herrn und fragt ihn: „Herr wie oft muß man seinem Beleidiger wohl verzeihen, etwa — siebenmal?" Er wird nicht schlecht zusammengefahren sein, als er den Bescheid bekam: „Siebenzigmal siebenmal mußt du verzeihen!", nach morgenländischem Sprachgebrauch: „Du sollst die Zahl gar nicht nachhalten, sondern immer zum Verzeihen bereit sein. Punktum!"

Hm, mit sich selber konnte Petrus handeln, mit dem Herrn aber — nein, das ging doch nicht. Da hörte der Handel auf. Aber er hätte doch nun gern gewußt, warum es da keine Grenze gibt und keine geben darf?

Überlegen wir. Nehmen wir an, es beschlösse einer bei sich: „Siebenmal verzeih ich meinem Bruder, dann aber nicht mehr," was bedeutet, das? Das bedeutet, daß er sich in eben diesem Augenblicke schon in Gedanken von seinem Bruder getrent hat, weil er ihm seine volle Liebe aufgesagt hat. Denn eine Liebe, die Bedingungen stellt, eine Liebe auf Kündigung, eine Liebe die Grenzen hat, ist nicht die volle Liebe. Und Liebe, die nicht volle Liebe ist, ist im Grunde gar keine. Denn das Himmelreich ist das Reich der vollen Liebe.

Um ihm diesen inneren Grund klarzumachen, erzählt nun der Herr dem Petrus das Gleichnis vom unbarmherzigen Knechte und stellt in diesem Gleichnis das königliche Gesetz des Verzeihens auf.

Warum ist das Verzeihen königlich? Nun, das wissen wir doch, je kleiner ein Mensch ist, desto kleinlicher ist er auch und kann desto weniger über Angetanes hinwegkommen. Ein indischer Weiser gab deshalb seinem Sohne die Lebensregel mit: „Hüte dich, kleine (das heißt kleinliche) Leute auf die Füße zu treten." Nur der wahrhaft große Mensch, der

Zurueck gefunden

Aus dem Bergmannsleben

Von Paul Habra.

In einer Grube Oberschlesiens arbeitete ein jungverheirateter Bergmann; Franz Proksch war ein Gotteslästerer. Seine Frau, eine gute Katholikin, war still und arbeitsam. Mit Tränen bat sie ihn immer, seine gotteslästerlichen Reden zu unterlassen. Er aber lachte sie aus und ahnte nicht, wie weh er ihr dadurch tat.

Jeden Morgen, wenn er zur Schicht ging, verabschiedete er sich herzlich von seiner Frau, der er, trotz seiner schlechten Eigenschaft, sehr gut war. Aber lachend schug er ihre Hand zurück, die mit geweihtem Wasser ein Kreuzzeichen auf seiner Stirn machen wollte.

„Laß doch die Dummheiten." Diese Worte waren Dolchstiche für die werdende Mutter. Schmerzlich zuckten ihre Lippen beim Abschiedskuß.

Nach einer kurzen, sinnigen Andacht im Zechenhause vor dem Bilde der heiligen Barbara fuhren die Bergleute zur schweren Schicht ein. Franz Proksch blieb aber diesen erbaulichen Andachten fern. Darum war er bei seinen Arbeitskameraden nicht sehr beliebt, denn die Bergleute, obgleich von rauhem Charackter, waren kerngläubig.

Der junge Bergmann arbeitete mit einem ergrauten Häuer auf einem sechs Meter hohen Pfeiler. Der hängende Fels in diesem Arbeitsort war sehr schwach. Hier stand Stempel an Stempel, die mit großer Mühe den Stein hielten.

Die Arbeit war mit größter Gefahr verbunden, denn jeden Augenblick konnte der Pfeiler zu Bruche gehen.

Der alte Häuer bekreuzte sich, ehe er den Arbeitsort betrat. Franz folgte ihm mit einem spöttischen Lächeln.

Die Füller hasteten mit den vollen Wagen zum Bremsberge. Auch die Häuer verließen den Pfeiler, um Holz für den Bau zurechtzumachen. Beim Kehlen

---

Mensch von königlicher Gesinnung kann verzeihen, kann so verzeihen, daß selbst das Andenken an die Beleidigung in ihm erlischt. Darum ist echtes Verzeihen die königlichste Gabe, die ich meinem Bruder schenken kann.

Der Herr beginnt: „Das Himmelreich ist gleich . . ." Das will heißen: So und so geht es im Himmelreiche zu. — Im Himmelreiche sein das heißt aber, in der Kindschaft Gottes sein, zu seiner Familie gehören. Können das aber noch Kinder Gottes sein, Glieder seiner Familie, die sich untereinander verfeindet haben und ihre Unversöhnlichkeit mit sich herumschleppen wie ein Hund seinen Suppenknochen? Das ist nicht möglich. Wer sich verfeindet, der zerreißt und zerstört die Familie und stellt sich aus ihr heraus. So wie dieser unbarmherzige Knecht da. Wer sich aber aus der Familie stellt, der stellt sich damit aus der Liebe des Familienhauptes, des Vaters, heraus. Seine Wesensähnlichkeit mit ihm, dem immer Verzeihenden, hört auf — er ist des Himmelreiches verlustig.

Das aber ist das größte Unglück. Darum ist es Liebe Gottes, wenn er zu ihrem eigenen Heile die Menschen zur verzeihenden Liebe zwingt. Es ist der Zwang der Liebe, den er uns antut, wenn er sagt: „So du nicht mit deinem Bruder wieder eins werden kannst, kannst du auch mit mir nicht wieder einig werden."

Gott aber kennt seine Menschen. Damit es ihnen leichter werde, das Verzeihen, macht er es ihnen alle Tage immer wieder vor. Die Türe zu Gott und seiner verzeihenden Liebe wird nie rostig in ihren Angeln, und sie klemmt sich nie. Er fragt nicht, ob es zweitausend Talente sind, um die es sich handelt, oder zwölf Denare, und er fragt nicht, ob das zum hundertsten oder tausendsten Male ist: sowie der Mensch Verzeihung haben will, hat er sie auch.

O, daß uns doch angesichts dessen eine rechte Scham darüber anfiele, daß wir alle Tage wie die Händler auf dem Markt um unsre kleinen Pfennige des Verzeihens streiten! Buben balgen sich im Staub um einen Groschen, das Kind des Reiches Gottes ist zu schade dafür.

Johannes Hatzfeld.

eines Stempels fluchte Prokſch häßlich über die ſtumpfe Axt.

„Wie kann man über ſo eine Kleinigkeit gleich läſtern?“ entſetzſich der ortälteſte Häuer.

„Dieſe gottverfl . . . . Schlepper! Da hat wieder einer von ihnen mit der Axt auf der Sohle gewirtſchaftet.“

„Franz! Franz! — Denke, daß wir jede Minute mit dem Tode ringen!“
Prokſch lachte ſpottend auf.

„Mag mich der Teufel holen.“

Heftig erzürnt ging der greiſe Häuer in den Pfeiler.

Die Schlepper kamen wieder hereingefahren. Hoch oben auf der Leiter ſtand der junge Bergmann und pfahlte eine Kappe.

Da vernahm er ein leiſes Knirſchen in dem Geſtein, ein malmendes Knirſchen, das jeden erfahrenden Bergmann erzittern läßt. Er aber fluchte auf.

„Der Teufel ſoll euch holen, wenn ihr nicht bald ruhig ſeid!“ ſchrie er nach unten.

Doch wurde er in dem ſchaffenden Lärm gleich nicht verſtanden.

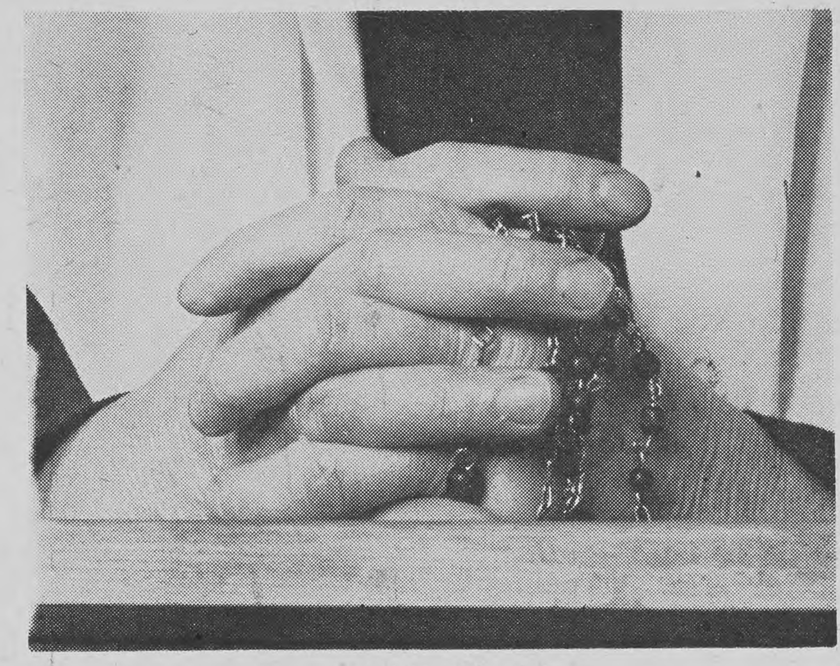
„Ruhe, ihr verfl . . . . Himmelh . . . . . !

Unten wurde es jetzt ſtill. Deutlich konnte man jetzt das malmende Bewegen des Felſens vernehmen. Stempel und Kappen brachen mit ſchußartigen Geräuſchen.

Und immer lauter wurde das unheimliche Grollen.

„Hinaus!“ ſchrie Franz mit aller Lungenkraft. „Der gottverfl . . . . Pfeiler raubt ein!“

Mit wahnſinnigem Entſetzen raſten die Füller der gutverzimmerten Strecke zu. Fluchend ſprang Franz von der Leiter. Auch er wollte noch fliehen, doch war es ſchon zu ſpät. Der hängende



Heilige Maria!

Fels barſt und ging mit donnerähnlichen Geräuſchen zur Sohle. Die Maſſen bedeckten das Opfer.

Franz Prokſch war völlig erſtarrt. Er glaubte, ſein letztes Stündlein habe geſchlagen; und er wartete auf die Laſt, die ihn erdrücken ſollte.

Doch nichts dergleichen geſchah. Um ihn war es ewig ſtill. Da rührte er ſich langſam. Seine taſtende Hand berührte etwas Kaltes. Es war ſeine Grubenlampe. Er entzündete ſie und ſchaute um ſich.

Da ging durch alle ſeine Glieder ein heftiges Zittern, denn was er ſah, wirkte überwältigend auf ihn.

Rieſige Felsblöcke hatten um ihn einen Wall gebildet, Blöcke, die ihn zu Brei zermalmt hätten. Und zitternd betaſtete er die kalten, grauen Wände, die ſein Leben ſchützten. Sein Herz bebte, denn eine Viſion ſtieg vor ihm auf: Er ſah die bittenden Augen ſeines jungen Weibes; und da ſtieg es heiß in ihm auf.

Nur ein Gott konnte mich ſo wunderbar retten, dachte er und jubelte, als er feſtſtellte, daß ihm nichts gebrochen war.

Von ſeinen Lippen floß das erſte Gebet nach vielen Jahren, das er doch noch nicht ganz vergeſſen hatte.

Der greiſe Bergmann und die Schlepper ſtanden entſetzt am Pfeilerfenſter das mit Geſteinsmaſſen völlig verſpert war. Hin und wieder fiel noch ein Stein klingend herab.

In die lauernde Stille hinein fiel plötzlich eine Stimme, wie aus dem Grabe kommend:

„Ich bin durch Gottes Wunder am Leben! — Verſucht, mich zu befreien!“

„Er lebt!“ ſchrien die geängſtigten Menſchen auf.

Der greiſe Bergmann befahl dann einem Füller, den Steiger

von dem Unfall zu benachrichtigen.

Schon nach kurzer Zeit erschienen viele Arbeitskameraden.

Die Rettungsversuche gestalteten sich zu einer Riesenarbeit. Stunde um Stunde verrann. Die Bergleute lösten sich gegenseitig ab. Sie arbeiteten mit fast übermenschlicher Anstrengung und trotzten allen Gefahren.

Franz lehnte mit dem Rücken an der kalten Felsenmauer. Gedankenvoll schaute er in das winzig flackernde Licht. Er hatte mit dem Brennstoff gespart. Doch war er jetzt verbraucht. Die Lampe verlöschte. Undurchdringliche Finsternis umgab ihn und bedrückte sein Gemüt. Doch der Glaube an Gott, der wie ein Blitz vom Himmel in sein Herz eingeschlagen hatte, ließ ihn die Hoffnung auf seine Rettung nicht verlieren. Auch das Bild des treuen Weibes schwebte tröstend vor seiner Seele.

Durst und Hunger peinigten ihn sehr.

Erst am dritten Tage wurde er aus seinem Felsengefängnis befreit. Von den seelischen Qualen, von Durst und Hunger geschwächt, sank er in die Arme des greisen Häuers, der seit dem Unglücksfall noch nicht ausgefahren war.

Schluchzend nahm Franz die Kaffeekanne eines Kameraden und stärkte sich. Dann wankte er langsam zum Schachte, von ihnen gestützt.

Oben grüßte ihn lachender Sonnenschein. Vom Dorfe her klangen die Mittagsglocken. Da sank er in die Knie und dankte dem Allmächtigen für die wunderbare Rettung.

Doch bald ergriff ihn eine Besorgnis, weil seine Frau nicht am Schacht war. Etwas schwach noch, aber voll Verlangen schritt er nach Hause.

„Franz, Franz! — Du bist gerettet?!“ jubelte sein Weib ihm aus dem Wochenbett entgegen.

Er sank vor ihr in die Knie und streichelte mit seinen schwielenharten Händen das Kind, dessen rosiges Gesicht ihm aus den weißen Kissen entgegenleuchtete.

„Maria liebe Frau, dort unten in dem schwarzen Grauen habe ich den verlorenen Glauben wiedergefunden!“

Gott hilft

Spielt da einmal ein ganz kleines Mädchen mitten auf dem Fahrdamm einer stillen Villenstraße, die hinaus in die Flur führt, als plötzlich die Pferde eines Bauern, der sein Land bestellt, vor irgend etwas scheuen. Die Tiere rasen samt der Feldwalze die Straße hinunter, in der das Kind ahnungslos mit seinem Spiel beschäftigt ist. Wohl sehen ein paar Anwohner vom Fenster aus die entsetzliche Gefahr, die dem Kinde droht, vermögen aber mit ihrer Hilfe der Geschwindigkeit der durchgehenden Pferde nicht zuvorkommen. Sie durchleben ein paar Sekunden, in denen ihr Herzschlag auszusetzen scheint. Sie wissen ,daß ein Wunder geschehen muß, wenn das Kind vor seinem furchbaren Schicksal bewahrt bleiben soll. Wären die Pferde ohne Gespann, sagt sich jeder, so würde für das Kind ein glücklicher Ansgang zu erhoffen sein, weil Tiere instinktiv Hindernisse umgehen. So aber schleudert die breite Ackerwalze bei den gewaltigen Sprüngen mit derben Stößen rechts und links gegen die Bordsteine der Bürgersteige und wird grausam zermalmen, was ihr in den Weg kommt.

Da aber, wenige Meter vor dem spielenden Kind, reißen mit einmal die Zugstränge von der Walze, der gewaltige Holzkloben fliegt mit ungeheurer Wucht zur Seite, und die beiden Rappen setzen im nächsten Augenblick mit einem langgestreckten Sprung über das kleine Mädchen hinweg. Das erhebt lächelnd sein Ärmchen und ruft den davonjagenden Tieren hinterdrein: „Hottehü! — Hottehü!“

Vater

Hedwig Dransfeld.

Und mitten durch den Fieberbrand der Zeit
— was kümmert ihn der Streit? —
Ein kleines Haus schließt all sein Wünschen ein.
Ein stilles Weib eilt sorgend ihm entgegen,
ein Mädchen singt, ein brauner Bube lacht,
ein Gott des Friedens spricht den Abendsegen.

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Fortsetzung

S e c h s t e s K a p i t e l.

Rosa in der Köhlerwohnung.

Als der Morgen angebrochen war, glühten die Gipfel der Tannen umher im reinsten Sonnengolde.

Der Kohlenbrenner horchte von Zeit zu Zeit, ob sich das Fräulein noch nicht rege. Er meinte einigemal, es sei erwacht, freute sich aber allemal wieder, wenn es nicht so war.

„Mein Gott,“ sagte er, „wie gönne ich ihr diese Ruhe! Ein sanfter Schlaf macht uns alle Leiden vergessen; er nimmt uns die Last die wir zu tragen haben, für einige Zeit ab und gibt uns neue Kraft, sie wieder aufzunehmen.“

Über eine Weile kam Agnes, des Kohlenbrenners Tochter, auf der Kohlenstätte an. Sie trug einen Korb am Arme, in dem sich zugleich Frühstück, Mittag- und Abendessen für ihren Vater befand. Sie sah es dem Vater sogleich an, daß es mit seinen Augen nicht richtig stand, daß er geweint und einen schweren Stein auf dem Herzen habe. Sie fragte, was ihm fehle. Er winkte ihr, stille zu sein, damit sie das Fräulein nicht wecke, führte sie auf den Rasensitz unter den Tannen und erzählte ihr Edelberts Geschichte.

Rosa war indessen erwacht. Die Morgensonne hatte ihr durch eine kleine Öffnung der Hütte gerade ins holde Angesicht geschienen und sie geweckt. Nachdem sie sich besonnen hatte, wo sie war, weinte sie aufs neue. Mit Tränen auf den lieblichen Wangen kam sie aus der Hütte hervor. Der Köhler und seine Tochter standen von dem Rasensitze auf und eilten auf sie zu.

„O, nicht doch, liebstes Fräulein!“ sagte der Köler. „Begrüßt den schönen Morgen nicht sogleich mit Tränen. Seht, wie der Himmel nach der vergangenen stürmischen Regennacht so schön und hell ist, wie klar die Tropfen an den jungen Tannenästen und den Wacholdergesträuchen blitzen und wie warm und lieblich die Sonne scheint! Genau so wird auch der Sturm, der über euch und euren Vater gekommen ist, wieder vorübergehen. Nach Ungewitter kommt Sonnenschein, auf Leid folgt Freud. Vertraut auf den lieben Gott, von dem Sonnenschein und Regen, Leiden und Freuden kommen.“

Rosa und Agnes begrüßten sich als Bekannte von ihrer Kindheit her auf das freundlichste. Sie hatten sich lang nicht mehr gesehen.

Agnes öffnete hierauf ihren Armkorb. Sie nahm eine irdene Flasche heraus, goß süße Milch in ein reinliches Schüsselchen und stellte es auf das ländliche Tischchen. Dann langte sie frische Butter und kräftiges Brot aus dem Korbe hervor und lud das Fräulein zum Frühstück ein. Rosa setzte sich auf den Baumstamm, brockte Brot in die Milch, aß sie mit einem zierlich aus weißem Ahornholz geschnitzten Löffel und verzehrte dann noch ein Stückchen Butterbrot.

Nachdem sie satt war und dem Köhler gedankt hatte, sagte der treuherzige Mann: „Jetzt, mein liebstes Fräulein, gehet mit meiner Agnes in meine Wohnung und bleibet dort so lang, bis der liebe Gott hilft. Ich will indessen hier überlegen, ob ich nicht etwas für euch tun kann. Sobald der Kohlenhaufen da es erlaubt, komme ich nach. Seid mir aber indessen nicht so traurig und weinet nicht so viel! Traurigkeit hilft ja nichts und Weinen macht die Sache nicht besser. Horcht, wie die kleinen Vöglein auf den Bäumen umher ihr Morgenliedchen singen! Der liebe Gott sorgt so liebreich für die armen Tierchen; darum sind sie so fröhlich. Für euch, liebstes Fräulein, und euren Vater sorgt er gewiß

noch viel liebreicher. Darum sollt auch ihr fröhlich und getrost sein. — Du aber, Agnes, biete auf den steilen Felsenwegen dem Fräulein sorgsam die Hand, damit es nicht falle, und grüße mir die Mutter. So — jetzt gehet miteinander!"

Rosa und Agnes machten sich auf den Weg in die rauhe, fast unzugängliche Wildnis, von der die Köhlerwohnung umgeben war. Zuerst mußten sie wohl eine Stunde, ohne einen eigentlichen Weg zu haben, durch einen hohen, dunklen Tannenwald gehen. Hierauf kamen sie an ungeheure, mit Moos und Gebüsch bewachsene Felsen, zwischen denen sich ein enger Steig aufwärts schlang. Sie mußten lange Zeit steigen. Nun führte sie der schmale Fußweg eine hohe Felsenwand entlang; sie kamen an Abgründen vorbei, in denen sie die Gipfel der höchsten Tannen tief unter sich erblickten. Endlich ging es durch eine fürchterliche Felsenschlucht wieder sehr steil abwärts. Rosa schaute aus der Tiefe nicht ohne große Ängstlichkeit zu den himmelhohen, buschigen Felsen empor, die drohend über ihrem Haupte hingen und von dem hellen klaren Himmel kaum mehr eine Spanne breit erblicken ließen.

„Ach, Agnes," sagte sie, „wo führst du mich hin? Mir ist bange, ob wir einen Ausweg finden oder in eine noch schauerlichere Wildnis kommen werden."

Sie hatte dies kaum gesagt, so taten sich die Felsen auf und ein kleins Tal, das einem blühenden Garten glich, lag im vollen Glanze der Sonne vor ihr.

„O, wie schön!" rief Rosa; „mir ist es als käme ich aus der Wüste ins Gelobte Land."

Oben im Tale, das sich herabsenkte, stand das Köhlerhaus mit weit vorstehendem Dache. Es war ganz von Holz gebaut und die gelbgraue Holzfarbe kleidete es gut. Dunkelgrüne Tannen erhoben sich hinter dem Hause; junge, weiß- und rotblühende Obstbäume umgaben es. Ein Bächlein, hell wie Kristall, rauschte daran vorbei. Das ganze Tal prangte in frischem Grün. Die hohen Felsen und Bäume, die das Tal rings einschlossen, wehrten den rauhen Winden, so daß sich der Frühling hier immer früh einstellte. Unten im Talgrunde grasten ein paar Kühe; seitwärts, an den buschigen Felsen kletterten Ziegen. Ein kleines, wohlbebautes Gärtchen mit einem Zaune aus Tannenästen grünte und blühte nächst dem Hause. Ein Bienenstand mit strohgeflochtenen Bienenkörben befand sich darinnen; die Bienen summten fröhlich umher und trugen emsig ein. Einige Hühner scharrten neben der Haustür im Sande.

Rosa trat in das Wohnstübchen und setzte sich ermüdet auf die hölzerne Bank. Das Stübchen war äußerst reinlich und durch die kleinen, hellen Fenster hatte man eine prächtige Aussicht in das Felsental.

Es war bereits Mittag. Die Köhlerin war in der Küche beschäftigt. Da sie aber ihre Tochter mit jemand reden hörte, kam sie schnell zur Tür herein. Sie begrüßte das Fräulein mit heller Freude. Sie glaubte, Rosa sei nur auf einen freundlichen Besuch gekommen. Als sie aber vernahm, wie die Sache stand, brach auch sie in lautes Weinen aus. Doch faßte sie sich wieder und tröstete Rosa auf das liebreichste.

„Liebstes, bestes Fräulein!" sagte sie, „seid uns in unserem kleinen Tale, in unserer armen Hütte von Herzen willkommen. Seht, dieses Häuschen, das euer Vater für uns erstehen ließ, hat er, ohne es zu wissen, für euch bauen lassen. Euch soll es zu ganz gehören. Seid hier wie in eurem Eigentume nur recht zu Hause, bis der liebe Gott euch und euern Vater wieder in euer Schloß zurückführt, was er gewiß bald tun wird. Wir wollen uns indes beeifern, euch dienstbar zu sein."

Rosa sagte gerührt: „Wie wohl tut es, wenn man im Unglücke gute Menschen antrifft! Wie danke ich euch für eure Liebe! Wie gut bekommt es mir jetzt, daß mein Vater immer gut gegen euch war!"

Die Köhlerin hatte aber nun auf einmal einen anderen Jammer, der wenigstens für sie nicht klein war.

„Ach," sagte sie, „Ich habe einen so vornehmen Besuch und weiß nicht, was ich dem Fräulein auftischen soll. Wir haben heute nichts zu essen als ein Habermus; das ist so dick und fest, daß man darauf tanzen könnte. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Wenn es nur nicht schon Mittagszeit wäre! Agnes, vertreib' du dem Fräulein einstweilen die Zeit. Ich will in die Küche und sehen,was ich aus Mehl und Eiern, Milch und Butter noch zusammenbringen kann."

Rosa suchte vergebens sie zu beruhigen. Die bekümmerte Hausmutter ging indes in die Küche und trug etwa nach einer halben Stunde ein paar ländliche Gerüchte auf, die wirklich sehr schmackhaft zubereitet waren. Sie fing aber aufs neue an sich zu entschuldigen.

„Bier und Wein haben wir auch nicht," sagte sie seufzend; „einem gnädigen Fräulein bei Tisch nichts als Wasser vorzusetzen, das hat doch keine Art. Es ist zum Verzweifeln! Heut ist es das erstemal in meinem Leben, daß mir unsere Armut schwer fällt!"

„Meine liebe Gertraud," sagte Rosa, „ihr wißt nicht, wie reich und glücklich ihr in euerer Armut seid. Von euerer Kost, bei der ihr alle frisch und rot, gesund und stark seid und die auch mir sehr wohl schmeckt, will ich jetzt gar nicht reden. Ihr habt aber etwas Besseres als seltene Speisen und kostbare Getränke — ein stilles, ruhiges Leben. Wie tut diese Stille und Ruhe in euerem friedlichen Tale meinem Herzen so wohl! Wie unruhig war es dagegen auf unserer Burg! Wie mußte der Vater bei allen seinen Schmerzen sich immer mit allerlei Welthändeln plagen. Wie oft wurde er von Menschen, die Streit hatten, überlaufen, wie oft von traurigen Kriegsnachrichten betrübt und wie schrecklich war erst der letzte feindliche Überfall.

Seid froh und danket Gott für diesen freundlichen Aufenthalt hier, in dem ihr anstatt des Weltgetümmels und der kriegerischen Trompeten nichts hört als den Gesang der Waldvögel und den Ruf des Haushahns, die Schellen euerer Kühe und die Glöcklein der Ziegen. Ich wollte gern mein Leben lang hier bleiben, wenn nur auch mein Vater hier wäre!"

Siebentes Kapitel.

Rosa als Köhlermädchen.

Der ehrliche Köhler Burkhard hatte mehrere Tage nichts von sich sehen und hören lassen. Er hatte seiner Tochter, als sie ihm wieder das Essen in den Wald brachte, bloß gesagt, er werde jetzt seine Kohlen in die Stadt liefern; sie dürfe ihm nichts mehr zu essen bringen; er hoffe bald nach Hause zu kommen. Alle waren bereits sehr besorgt um ihn.

Da trat er eines Abends plötzlich in die Stube. Er hatte einen schweren Rehbock auf den Schultern und Pfeil und Bogen in der Hand; denn damals hatte man noch kein Feuergewehr. Er legte seine Last auf den Boden und grüßte das Fräulein und seine Leute, die sehr erfreut waren, auf's herzlichste.

„Hast du deine Kohlen gut verkauft, lieber Burkhard?" fragte die Köhlerin.

„Ei, was Kohlen!" rief Burkhard. „Die sind jetzt mein geringster Kummer; wenn mir nur meine goldenen Hoffnungen nicht zu Kohlen geworden wären! Ich habe indessen allerlei Gänge gemacht, von denen ich euch zuvor nichts sagen wollte. Ich war bei den Rittern, denen einst der Vater unseres lieben Fräuleins aus großer Not geholfen hatte. Ich forderte sie auf, Kunerichs Burg zu stürmen und unseren guten Herrn mit bewaffneter Hand zu befreien oder wenigstens den Kunerich auf der Jagd zu überfallen, ihn zu fangen und ihn so lang in den tiefsten Turm einzusperren, bis er Edelbert los lasse und ihm alles geraubte Gut zurückgebe. Allein all mein Zureden war vergebens. Sie sagten mir, Kunerich sei zu mächtig, das Unternehmen sei zu gefährlich, es könnte übel ablaufen und man müsse zusehen, bis Edelberts übrige Freunde aus dem Kriege heimkämen; dann ließe sich vielleicht ein Versuch machen. Nach euch, mein Fräulein, erkundigten sich die schwachen Gesellen nicht einmal. Ich hätte über diesen Undank blutige Zähren weinen mögen! Ich mochte ihnen gar nichts mehr davon sagen, daß ihr, liebes Fräulein, euch bei mir befindet; Ich mochte auch keinen fragen, ob er euch wohl in seine Burg aufnähme. Ihr tut besser bei uns zu bleiben; doch könnt ihr die Sache noch bedenken."

„Da ist nichts zu bedenken," sagte Rosa, „ich bleibe hundertmal lieber bei euch — wenn ihr so gut sein wollet, mich zu behalten."

„Behalten?" rief der Köhler; „meint ihr, wir haben es vergessen, wie euer edelherziger Vater mich aus der Hand des grausamen Kunerich rettete? Wie er mich mit Weib und Kind so freundlich in seine Burg aufnahm? Haus und Hof und alles, was unser ist, haben wir von ihm. Wir wären die undankbarsten Menschen von der Welt, wenn wir solcher Wohltaten vergessen könnten. Nein, nein, so undankbar sind wir nicht! Bleibt bei uns, bestes Fräulein! Ich will Vaterstelle an euch vertreten. Meine Gertraud und meine Agnes werden euch auf den Händen tragen. Wir werden alles aufbieten, um euch diesen einsamen Aufenthalt erträglich zu machen. Glaubt es, wir finden die größte Glückseligkeit darin, einem so guten Fräulein, der Tochter unseres Wohltäters und Herrn, Gutes zu erweisen."

Er nahm den Rehbock, der noch zu seinen Füßen lag, wieder auf die Schultern und fuhr fort:

„Ihr habt mehrere Tage mit Fastenspeisen vorlieb nehmen müssen, mein gutes Fräulein; die frische Rehleber soll euch nun ein treffliches Abendessen geben. Ich will sie selbst zurichten; ich habe das

oft getan, wenn ich mit euerem Vater auf der Jagd war."

Und nachdem er dies gesagt hatte, trug er das Wildbret in die Küche.

Am folgenden Morgen veränderte er vieles in seinem Hause, um Rosa anständiger zu beherbergen. Er trat ihr die beste Kammer ab und richtete sie so gut ein als er nur konnte.

„So, mein Fräulein," sagte er, als er mit der Arbeit fertig war, „jetzt habt ihr doch wenigstens ein ordentliches Dach über dem Kopfe. An Nahrung soll es euch auch nicht fehlen. Alles Wild in dem großen, weiten Wald umher gehört ja euerem Vater; ich will euch Rehe und Hasen, wilde Enten und Schnepfen im Überflusse einliefern; ja, wenn ihr wollt, sogar Hirsche und Wildschweine."

Er führte Rosa in dem Tale umher und Gertraud und Agnes gingen voll Freude mit. Er zeigte ihr seine Äcker und Wiesen, indem er beständig die Großmut ihres wohltätigen Vaters rühmte. Er führte sie in sein Gärtchen, und da Rosa Freude an den Bienen zeigte, schenkte er ihr seinen schönsten Bienenstock. Ja, er brach, da die Binen gut durch den Winter gekommen waren, sogleich für das Fräulein ein paar von den weißen, reinen Wachskuchen aus, in deren sechseckigen Zellen der Honig wie durchsichtiges Gold glänzte. Nie kam er von der Kohlenstätte zurück, ohn ihr irgend etwas mitzubringen — bald ein Gefäß voll duftender Erdbeeren, bald ein Körbchen voll großer Krebse, bald ein Gericht eßbarer Waldschwämme. Er fing ihr ein Paar Turteltäubchen, für die er selbst den Käfig mit vieler Mühe verfertigte.

Einmal kam er mit einem niedlichen jungen Reh aus dem Walde zurück, das ihm wie ein Hündchen nachlief; er hatte es für Rosa zahm gemacht. Wenn er einige Tage zu Hause blieb, so wußte er sie sehr gut zu unterhalten; er erzählte ihr von den edlen, ritterlichen Taten ihres Vaters und von der Frömmigkeit und Wohltätigkeit ihrer seligen Mutter sehr vieles, was Rosa noch nicht wußte.

Die gute Köhlerin gab ihrem Manne nichts an Gefälligkeit nach. Da sie mit Schmerzen gehört hatte, daß Rosa um all ihr weißes Zeug gekommen sei, so war sie mit hausmütterlicher Sorgfalt darauf bedacht, sie recht bald wieder damit zu versehen. Sie nahm Leinwand aus dem Kasten und schnitt davon für einige Hemden ab; sie gab ihr Strickgarn zu Strümpfen und bedauerte nur, daß diese Ware für das Fräulein nicht fein genug sei. Die fleißige Hausmutter hatte den Winter über Garn zu einem Stückchen sehr feinen Leinentuch gesponnen; sobald es vom Weber kam, schenkte sie es dem Fräulein und das Tuch wurde nun sogleich auf den grünen Rasen nächst dem Bächlein zum Bleichen ausgespannt. Diese Geschenke waren der guten Rosa lieb und wert.

Agnes war dem Fräulein eine liebreiche und angenehme Gesellschafterin. Sie arbeiteten und ergötzten sich zusammen. Fräulein Rosa unterrichtete sie im Nähen und Stricken. Sie begossen miteinander das Tuch auf der kleinen Bleiche sehr fleißig; sie besorgten das Gärtchen am Hause, an dem Rosa sehr viel Vergnügen fand, obwohl man fast nichts darin sah als die nötigsten Gemüse: Kohl und Salat, Lauch und Zwiebel, Rettiche und Rüben, Gartenerbsen und Bohnen und dann noch zur Zierde einige goldgelbe Ringelblumen, feuerfarbene Kapuzinerkresse, blaue Winden und hie und da einen purpurroten Mohn; sie gingn an dem silberhellen Bache, in dem blühenden Tale und in dem prächtigen Walde zusammen spazieren; sie beobachteten die schnellen Fischchen in dem klaren Wasser und warfen ihnen von dem geländerten Stege Brosamen hinab; sie horchten auf den Gesang der verschiedenen Vögel, die Agnes alle zu nennen wußte; sie pflückten Beeren und sammelten mancherlei Kräuter.

Allein, nie wurde das Fräulein ganz heiter; immer lag ihr das Schicksal des Vaters im Sinne. Oft wußte man nicht, wo Rosa war, und nach langem Suchen fand man sie im tiefen Dunkel des Waldes, wo sie mit heißen Tränen für ihren Vater betete. Mit jedem Tage nahm der Kummer zu. Rosa wurde nur vorübergehend fröhlicher gestimmt, wenn sie mit den guten Köhlersleuten Entwürfe machte, wie dem teuren Gefangenen das Elend erleichtert oder wie er gar befreit werden könnte. —

Eines Sonntags saßen alle vier beim Mittagessen und die Befreiung des guten Ritters war wie gewöhnlich fast das einzige Tischgespräch. Die kleine Mahlzeit war bald vorbei und es stand nur noch ein irdenesNäpfchen voll goldgelber Schwämme, köstlich mit Butter und würzhaftem Kümmel zugerichtet, auf dem Tische. Der Köhler, der die eßbaren und giftigen Schwämme sehr gut zu unterscheiden wußte, hatte sie mit vieler Sorgfalt für Rosa gesammelt.

„Eßt doch, eßt!" sagte er; „wir machen uns nicht viel aus dem Zeug da. Aber die vornehmen Leute glauben Wunder was sie daran haben. Ich brachte

ehemals viele in euer Schloß, besonders von denen, die man Morcheln oder Morauchen nennt und die nirgends so gut als auf den Kohlenstätten geraten. Ein anderer Köhler, dort drüben in Fichtenburgs Waldungen, schickte durch seine Kinder auch immer sehr viel nach Fichtenburg. Ein Mädchen von ihm kam sogar zum Torwärter in den Dienst. Allein die Torwärterin, die ein wahrer Drache sein soll, jagte vor einigen Tagen das Mädchen davon und da hat denn mein rußiger Herr Kollega, der auch ein ziemlicher Brausekopf ist, geschworen, keine Schwämme mehr hinzuschicken und sollten die Leute auf den Köpfen herauskommen und ihn darum bitten."

Rosa, die nachdenkend dasaß, sprang plötzlich vom Tische auf nud rief freudig: „Ich hab's; so kann's gehen! — Ich kleide mich als Köhlermädchen, trage Schwämme in die Burg, suche der Torwärterin Gunst zu gewinnen, komme zu ihr in Dienst und bringe es dann schon so weit, daß ich meinen Vater sehen, ihm manches Gute erweisen und ihn vielleicht gar befreien kann."

Der Köhler schüttelte den Kopf und machte Einwendungen. Rosa widerlegte alle; er mußte nachgeben. Sie eilte zur Tür hinaus und kam in einigen Minuten als Köhlermädchen gekleidet wieder herein. Sie hatte ihr langes himmelblaues Kleid mit einem Anzuge der Agnes, der sehr nett und reinlich war, vertauscht. Das rote Mieder, die schwarze Jacke, der grüne Rock nebst blendendweißem Koller und ebenso weißer Schürze waren ihr wie angemessen und auch der ländliche Strohhut stand ihr sehr gut. Die Köhlerin und Agnes hatten ihre Herzenslust daran, das Fräulein ihnen ähnlich zu sehen; sie klatschten vor Freude in die Hände und waren nun viel zutraulicher als vorhin.

„Die Kleider stehen euch unvergleichlich," sagte die Köhlerin; „allein euer liebliches Gesichtlein, das wie Milch unnd Blut aussieht, und eure zarten, weißen Hände passen nicht dazu. Man wird gleich merken, daß ihr kein Köhlermädchen, sondern ein gnädiges Fräulein seid!"

Burkhard wußte ein unschädliches Mittel, ihrem Angesicht und ihren Händen eine braune Farbe zu geben, die sich leicht wieder abwaschen ließ. Er machte sogleich den Versuch damit und die Köhlerin und Agnes riefen: „Jetzt geht's gewiß; nun kennt euch kein Mensch."

Rosa wollte sogleich am folgenden Tage den Gang nach Fichtenburg wagen. Sie fürchtete, ein anderes Mädchen möchte ihr zuvorkommen.

„So wagt es denn in Gottes Namen," sagte der Köhler. „Noch diesen Abend will ich euch die schönsten goldgelben und silbegrauen Schwämme sammeln; einige Schnüre getrockneter Morcheln werden noch oben in der Kammer hängen. Agnes soll euch begleiten bis zum Ausgange des Waldes, wo man Fichtenburg sehen und den Weg nicht mehr verfehlen kann. Dort bei den drei Kreuzen am Walde soll sie dann auf euch warten, bis ihr wieder zurückkommt."

Am folgenden Morgen war Rosa schon sehr frühe reisefertig. Sie nahm den Korb mit Schwämmen an den Arm; Agnes trug einen anderen Korb, der reichlich mit Lebensmitteln versehen war. Der Köhler und die Köhlerin segneten Rosa an der Tür herzlich und gaben ihr noch viele Lehren. Mit Tränen in den Augen sahen sie ihr nach.

Achtes Kapitel.

Rosa sucht Dienst in der feindlichen Burg.

Rosa erreichte in der Tracht eines Köhlermädchens, von Agnes begleitet, glücklich das Ende des Waldes, der sie bisher von der ganzen übrigen Welt geschieden hatte. Ein Stich ging ihr ins Herz, als sie die Fichtenburg mit dem hohen Wartturme von weitem erblickte.

„Ach Gott," sagte sie, „zu unterst in diesem Turme liegt vielleicht mein Vater! Was macht er wohl? Haben Jammer und Kerkerelend ihn noch nicht aufgezehrt? Lebt er noch? O, daß es mir gelänge, zu ihm zu kommen!"

Rosa nahm Abschied von Agnes und setzte ihren Weg allein fort. Als sie den hohen Berg erstiegen hatte und in das offene Burgtor trat, erblickte sie in dem Burghofe sogleich den Ritter Kunerich hoch zu Pferd, prächtig in Grün und Gold gekleided und mit einem wankenden Busche weißer und schwarzer Straußenfedern auf dem Haupte. Er war von mehreren Edelknechten und Jägern zu Pferde umgeben und wollte eben auf die Jagd reiten. Der guten Rosa brachen bei dem Anblicke des grausamen Feindes ihres Vaters beinahe die Knie. Sie mußte sich auf die steinerne Bank setzen, die nächst dem Tore war, sonst wäre sie umgesunken. Jetzt erklangen die Jagdhörner und der Zug kam sehr nahe an ihr vorbei. Rosa stand auf, dem Ritter die schuldige Ehre zu bezeigen. Allein der übermütige Mann blickte das arme, zitternde Mädchen kaum an und ritt mit seinen Leuten stolz zum Tore hinaus.

Fortsetzung folgt.

FATIMA STUDENT BURSE

Das neue Knabenkolleg zu North Battleford ist nun eröffnet. Der Marienbote freut sich, durch seine freundlichen Student Burse Geber nun einem armen Priesterstudenten helfen zu können. Ein Priesterstudent ist aber nicht genug. Wir müssen mehr haben. Darum sammeln wir weiter. Langsam, sehr langsam nur geht es in unserer Sammlung voran. Wir brauchen $6,000.00 Was wir bis jetzt haben, sieht furchbar arm aus. So sieht es aber nur nach außen hin aus. Im Herzen sind wir sicher, daß wir unsere Sammlung zu Ehren Unserer Lieben Frau von Fatima eines Tages doch beendigt haben werden.

Denkt an die Student Burse, liebe Leser. Die allerkleinste Gabe ist von größtem Wert. Wir müssen es schaffen.

Bisher eingenommen:	$197.00
Karolina Nagel, Claybank, Sask.	5.00
Mrs. R. Wagner, Duffield, Alta.	1.00
Maria Binder, Langenburg, Sask.	5.00
Mrs. Georg Graf, Humbold, Sask.	10.00
Großmutter Schneider, St. Walburg, Sas.	5.00
Mrs. Daniel Deck, Regina, Sask.	1.00
Mrs. John Baker, Regina, Sask.	2.00
Jakob Loef, Raymore, Sask.	5.00
Mrs. Stitzenberger, Rosevear, Alta.	2.00
John Dover, Vanvouver, B. C.	2.00
Rosalia Hauk, Lemsford, Sask.	5.00
Mrs. J. Gehemia, Tarentum, Pa., U.S.A.	4.00
	$244.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.